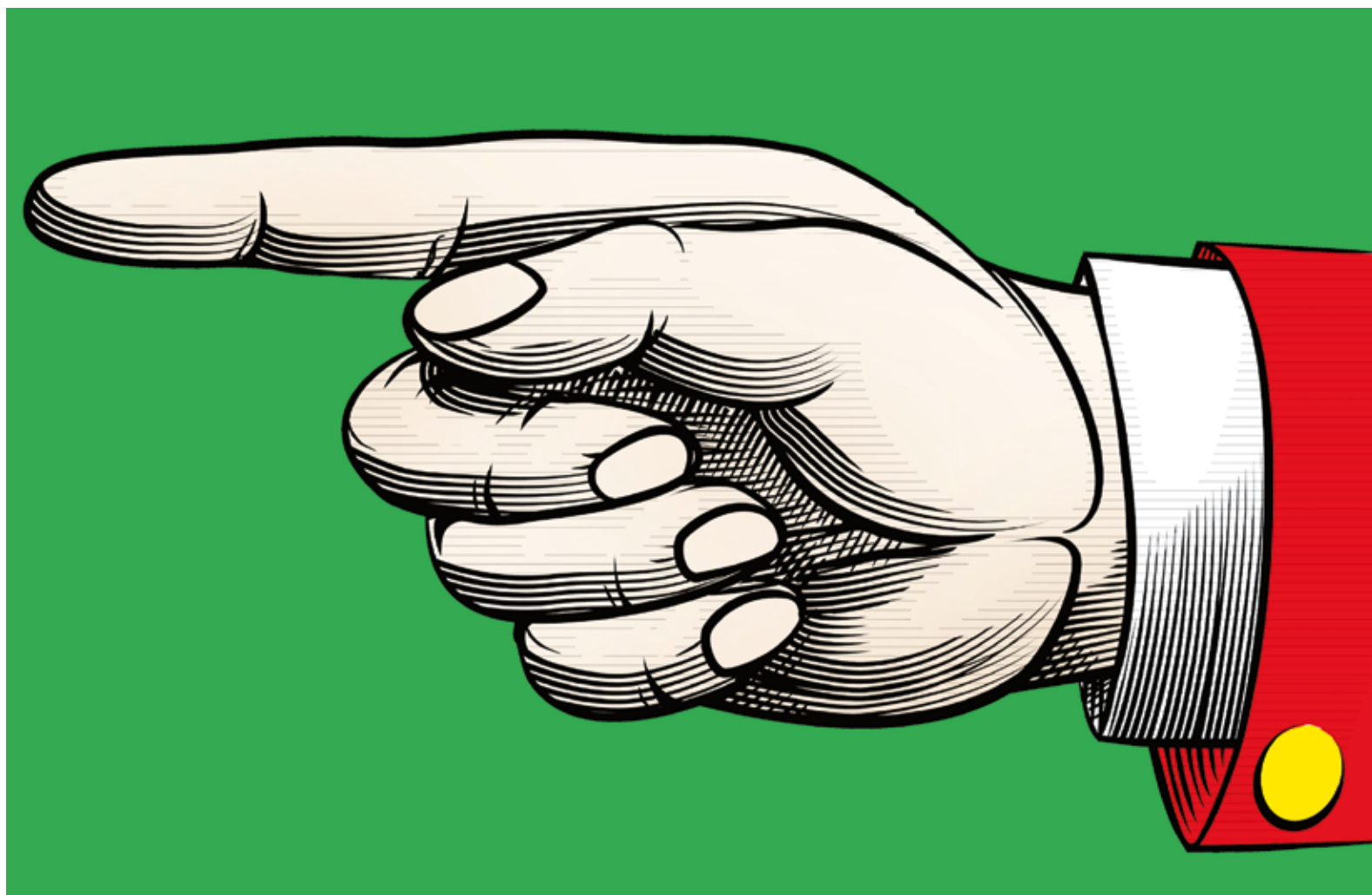


DIE WELTWOCHEN



Triumph der Gesinnung über den Rechtsstaat

Wie Klimahysterie und andere Fantasien die Demokratie demontieren.

Urs Paul Engeler

Deutsche machen's besser

Warum sie alle Herausforderungen meistern. *John Kampfner*

Patrizia Laeris steile These

Die Vorzeigefrau der Gender-Bewegung legt sich mit der Nationalbank an.

Kurt W. Zimmermann



Bilder: © Nordsee Schleswig-Holstein

Leserreise «Husum, Halligen und Halbinsel Eiderstedt» Auf den Spuren von Theodor Storm

Erholung und Erlebnis paaren sich in Husum, der direkt an der Nordsee gelegenen Heimatstadt Theodor Storms. Auf der 6-tägigen Exkursion erleben Sie die Gezeiten mitten im Ort, denn der Binnenhafen ragt bis in die Innenstadt hinein. Sie wohnen im Geniesser-Hotel «Altes Gymnasium» und geniessen den Charme der alten Schule.

Das Hotel «Altes Gymnasium» in Husum befindet sich in zwei ursprünglich als Gymnasium errichteten Backsteingebäuden aus dem 19. Jahrhundert. Die ehemaligen Klassenzimmer des 1867 errichteten Schulhauses wurden zu gemütlichen, äusserst komfortablen Zimmern und Suiten umgebaut.

Husum erkunden Sie sogleich nach der Ankunft. Auf die Spuren Theodor Storms geben Sie sich am darauffolgenden Tag Ihrer Reise. In Husum wurde der Schöpfer der berühmten Novelle «Der Schimmelreiter» geboren, hier hat er einen grossen Teil seines Lebens verbracht. Auf der literarischen Führung erleben Sie «die graue Stadt am Meer» mit seinen Augen.

Für unvergessliche Eindrücke sorgen die wunderschöne nordfriesische Reetdach-Architektur und das Unesco-Weltnaturerbe

Wattenmeer. Zauberhaft ist die Grachtenrundfahrt in Friedrichstadt, faszinierend die Führung im Multimar-Wattforum in Tönning und spektakulär der zwölf Kilometer lange Sandstrand in St. Peter-Ording. Auf der Hanswarft wird Ihnen in der Schutzstation Wattenmeer diese besondere Landschaftsform anschaulich gezeigt.

Eine fakultative Schifffahrt zur Hallig Hooge bietet Ihnen die Möglichkeit, hier eine ganz besondere Lebensart zu entdecken. Selbstverständlich steht auch ein Ausflug zur Insel Sylt auf Ihrem Programm. Die einzigartige Naturlandschaft wird Sie ebenso begeistern wie das gesamte Reiseprogramm.

Platin-Club-Spezialangebot

Leserreise «Husum, Halligen und Halbinsel Eiderstedt»

Datum:
2. bis 7. Mai 2021

- Leistungen:**
- Flug Zürich–Hamburg–Zürich
 - Hoteltransfer
 - 5 Übernachtungen mit Halbpension im Hotel «Altes Gymnasium»
 - Austernverkostung mit Prosecco
 - Stadtrundgang Husum
 - Ausflug «Weltnaturerbe Wattenmeer» inkl. Grachtenrundfahrt
 - Ausflug «Nordseeinsel Sylt»
 - Ausflug «Auf den Spuren von Theodor Storm»
 - Qualifizierte Reiseleitung
 - Reiseunterlagen, Insolvenzversicherung

Preis:
Für Weltwoche-Abonnenten: Fr. 1770.–
Für Nicht-Abonnenten: Fr. 2070.–
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 280.–

Zusätzlich buchbar:
Ausflug «Zwischen Alltag und Land unter auf der Hallig Hooge» (Fr. 140.–)

Buchung:
Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 752 35 20 oder per E-Mail an info@mondial-tours.ch

Veranstalter:
Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

DIE WELTWOCH

 REISEGARANTIE

www.weltwoche.ch/platin-club

Psychologie des Rahmenvertrags

Die Schweizer sind das einfühlbarste Volk der Welt, mehrsprachig, geübt im Umgang mit Kulturen und Konfessionen, Weltmeister der Kompromisse, Chamäleons des Entgegenkommens. Sie produzieren brillante Hoteliers und Treuhänder, Unterhändler, Schiedsrichter und Streitschlichter. Mühelos können sie die Interessen anderer zu ihren eigenen machen. Das Problem beginnt, wenn die Schweizer gegen andere ihre eigenen Interessen vertreten müssen.

Die Geschichte der Beziehungen zwischen der Schweiz und der Europäischen Union ist deshalb eine Geschichte der Missverständnisse. Es ist die Geschichte einer Hochzeit, die nie stattfand, obschon sich beide Seiten immer wieder Hoffnungen gemacht haben. Die EU glaubte, sich auf die Beteuerungen der bundesrätlichen Gesandten verlassen zu können, die Schweiz werde sich «bilateral» annähern und dereinst tatsächlich einmal beitreten. Die Schweiz glaubte, sie könne die EU auf ewig hinhalten mit ihren Bezirzungen, Verströtungen und Beschwichtigungen.

Eine Art Zwangsheirat

Das vorläufige Resultat dieser merkwürdigen, unehrlichen und seltsam unerfüllten Zweierkiste ist das institutionelle Rahmenabkommen («Insta»). Die EU will es unbedingt. Sie ist enttäuscht, weil sie sich vom Bundesrat verschmäht und ausgenutzt vorkommt. Aus ihrer Sicht haben ihr die Schweizer falsche Hoffnungen gemacht, um Vorteile für sich herauszuholen. Mit dem «Insta» soll nun die hinausgezögerte Vermählung endlich vollzogen werden, als eine Art Zwangsheirat, bei der die EU von A bis Z den Ton angibt.

Es ist vermutlich der schlechteste Vertrag, den eine Schweizer Regierung jemals zu unterzeichnen erzwang. Die Schweiz müsste im Fall einer Annahme jährliche Zahlungen an Brüssel leisten, EU-Recht übernehmen und sich europäischen Richtern unterstellen. 500 Millionen EU-Bürger erhielten erleichterte Niederlassung und einfacheren Zugang zu den Schweizer Sozialwerken. Mit dem Verbot «staatlicher Bei-

hilfen» würde die kantonale Steuerhoheit ausgehebelt und die Kantonalbanken verlören mit der Staatsgarantie ihre Existenz. Es wäre das Ende der Schweiz, wie wir sie kennen.

Jede andere Regierung hätte einen solchen Vertrag empört zurückgewiesen. Der Bundesrat tat es nicht. Warum nicht? Für die einen ist das institutionelle Abkommen eine Vorstufe zum erträumten EU-Beitritt. Andere haben die Kraft zum Widerstand verloren. Vor allem aber hat der Bundesrat ein schlechtes Gewissen. Seine Bereitschaft, auf das miserable Verhandlungsergebnis einzusteigen, kommt daher, dass er den Ärger der EU nachvollziehen kann, weil er ihn durch seine unaufrichtige Politik selber verursacht hat.

Man muss diese Psychologie des Rahmenabkommens verstehen, um die merkwürdig defensive, verklemmte Haltung der Landesregierung zu begreifen. Der Bundesrat hat sich gegenüber der EU in eine unmögliche Lage manövriert. So empfinden es nicht nur

Regierungsmitglieder und gequält wirkende Diplomaten. Auch andere Funktionäre sind der Ansicht, der Bundesrat habe die Geduld der EU mit falschen Erwartungen überstrapaziert. Er könne es sich nicht leisten, die EU vollends zu verärgern, indem er das «Insta» zurückweise, das er niemals hätte akzeptieren dürfen.

Späte Ehrlichkeit ist besser als gar keine

Zum Glück regt sich ausserhalb der Regierung immer mehr Widerstand. Noch vor wenigen Jahren galt das institutionelle Abkommen als irrige Schreckensfantasie von ein paar alten SVP-Männern um Ulrich Schläpfer und Christoph Blocher. Die beiden Haudegen brachten es allerdings fertig, die Öffentlichkeit für die Gefahren dieser von der EU gewollten Verbindung, die eine Anbindung ist, zu sensibilisieren. Heute gibt es gegen das «Insta» eine breite Front der Kritik. Sie reicht von den Gewerkschaften bis hin zum freisinnigen Alt-Bundesrat Johann Schneider-Ammann.

Ob das Rahmenabkommen allerdings bereits «klinisch tot» sei, wie Medien behaupten, darf bezweifelt werden. Noch immer ist sein Abschluss ein Legislaturziel der Regierung. Die meisten Parteien, Wirtschaftsverbände, die Verwaltung sind dafür, obsessiv beflissen Justizministerin Keller-Sutter. Wäre der Vertrag tot, hätten sich Bundespräsidentin Sommaruga und EU-Kommissions-Chefin von der Leyen am letzten WEF nicht auf einen Stillhaltepakt verständigt mit dem Ziel, das «Insta» erst nach der Begrenzungsinitiative wieder voranzutreiben.

Der Bundesrat wollte es mit der EU nicht verderben. Er wollte freundlich sein, nett, einfühlbar. Das rächt sich jetzt. Mit seiner Unfähigkeit, beim Rahmenabkommen rechtzeitig nein zu sagen, hat er seine eigene Glaubwürdigkeit geschwächt und die Schweiz bei der EU in Misskredit gebracht. Es braucht hier einen klaren Schnitt. Diese institutionelle Zwangsheirat ist für die Schweiz nicht annehmbar. Man hätte die Pläne längst begraben sollen. Späte Ehrlichkeit aber ist besser als gar keine. Wenn es die Politik nicht schafft, muss es der Souverän in einer Volksabstimmung richten. R. K.

Wir behandeln viele Stars – am häufigsten den grauen und den grünen.

Augenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Anaïs Tilquin, Patrizia Laeri, Stefan Linder, Philipp Hildebrand, André Lüthi, H. R. McMaster, Christophe Vorlet

Sie würden das Gesetz ganz bewusst brechen, sagte Anaïs Tilquin als Sprecherin der «Rise up for Change»-Bewegung in der *Sonntagszeitung*. Die 28-Jährige legitimierte mit diesen Worten die illegalen Proteste auf dem Berner Bundesplatz. Die Evolutionsbiologin und Ökologin der ETH Zürich rechtfertigt zivilen Ungehorsam, weil er moralisch vertretbar sei. Wer ist diese Person, die sich über die Gesetze stellt? Was sagt die Eidgenössische Technische Hochschule dazu, bei der Anaïs Tilquin angestellt ist? **Seite 10**

Als sich die TV-Moderatorin Patrizia Laeri mit unserem Medienjournalisten Kurt W. Zimmermann über ihre Karriere unterhielt, erzählte sie zuerst von ihrer Mutter. Diese hatte fünfzehn Jahre lang den Haushalt besorgt und dann den Wiedereinstieg in den Beruf versucht. Es misslang, und sie fand nur noch als Verkäuferin einen Job. Für Laeri war es ein doppeltes Lernerlebnis. Sie wurde Feministin, die gegen Sexismus und Benachteiligung kämpft, und sie wurde Wirtschaftsfrau, die Karriere macht. Zuletzt ging Laeri gegen die Schweizerische Nationalbank vor, der sie Diskriminierung von Frauen unterstellte. **Seite 28**

Mit grosser medialer Unterstützung verdächtigen die Mehrheitsaktionäre der Blausee AG eine Baufirma und eine Baustofffirma der Schuld am massenhaften Fischsterben im idyllischen Bergsee. Bei den Anklägern handelt es sich um Stefan Linder vom Swiss Economic Forum, Philipp Hildebrand, Ex-Chef der Schweizeri-

schen Nationalbank, sowie André Lüthi vom Reiseveranstalter Globetrotter. Die drei Wirtschaftsführer haben Strafanzeige eingereicht und fordern zwei Millionen Franken Schadenersatz für angeblich vierzig Tonnen vernichteter Fische. Christoph Mörgeli leuchtet hinter die Kulissen des vermeintlichen Umweltskandals im Kandertal. **Seite 46**

Als H. R. McMaster nach nur einem Jahr als Trumps Sicherheitsberater abtrat, kursierten Gerüchte, der General habe sich mit dem Präsidenten zerstritten. Entsprechend gross waren die Erwartungen, als er nun einen dicken Wälzer vorlegte. Zur grossen Enttäuschung vieler ist «Battlegrounds» kein Enthüllungsbuch, sondern eine Analyse der globalen Gefahren. Im Interview mit Urs Gehrig, der McMaster seit dem Irakkrieg kennt, legt der Querdenker dennoch seine Zurückhaltung ab. Er spricht über die Stärken und Schwächen Trumps. Und er erklärt, was er von neuen Kampffjets für die Schweizer Luftwaffe hält. **Seite 32**

Mit dieser Ausgabe verabschieden wir unseren hoch geschätzten Kollegen Christophe Vorlet. Seit 1983 zeichnet er – mit Unterbrechungen – die Vignetten der Rubrik «Im Auge», stets mit «fast unmerklich ins Surreale gebrochenem Strich», wie *Weltwoche*-Autor Peter Hartmann kürzlich in einem Porträt des Künstlers schrieb. Aufgewachsen in Dübendorf, lebt Vorlet mit seiner Familie seit langem in den USA, wo seine Arbeiten in den grossen Zeitungen des Landes wie *New York Times*, *Washington Post* und *Wall Street Journal* erscheinen. Seine letzte Illustration für die *Weltwoche* widmet er der italienischen Politikerin Giorgia Meloni. Wir wünschen Christophe Vorlet alles Gute und bedanken uns bei ihm auf das Allerherzlichste für seine jahrzehntelange Arbeit auf höchstem Niveau.

Ihre Weltwoche

SCHLAFLOS? ÜBERMÜDET? GEREIZT?

—

ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld
und ein umfassendes medizinisches
Angebot dafür.



See Klinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen
T 041 825 48 48 | www.seeklinik-brunnen.ch
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



Aus Liebe zum Dorf, wo man die Sau rauslässt.

Glückliche Wollschweine, die mit Vergnügen jedem Wetter trotzen, gehören zu Vitznau LU wie der Volg. Und wie in Vitznau sind unsere Läden für über 580 Schweizer Dörfer da: klein, aber grossartig für alles, was man für Alltag und Festtag braucht. Darunter viele Spezialitäten von lokalen Produzenten rund ums Dorf, die wir persönlich kennen. Genauso wie unsere Kundinnen und Kunden. Aus Liebe zum Dorf.

Entdecken Sie die ganze Dorfgeschichte: volg.ch

Volg
frisch und fründlich



Ermunterung zum Umsturz: Seite 18



Vorbild Deutschland: Seite 24



Vorzeigefrau: Patrizia Laeri. Seite 28

DIESE WOCHE

- 5 Leitartikel
- 6 Intern
- 10 Eilmeldung Was die ETH nicht stört
- 11 Im Auge Giorgia Meloni
- 12 Tagebuch Iouri Podladtchikov
- 15 Bern Bundeshaus
Chronik des Versagens
- 17 Blick in die Zeit
- 18 Der Abbau der Bürgerrechte
ist im Gange Urs Paul Engeler
- 21 Personenkontrolle
- 22 Die grosse Davos-Party ist vorbei
Corona und das World Economic Forum
- 23 Peter Bodenmann
Nato-Basis in Payerne – dank der SVP
- 24 Was die Deutschen besser machen
Essay von John Kampfner
- 26 Paul Smith
Die Kunst, erfolgreich und beliebt zu sein
- 27 Atomkraftwerke statt Windmühlen
Energiewende in den Niederlanden
- 28 Patrizia Laeri
Unternehmerin im Gender-Geschäft
- 29 Mörgeli Verlüderung der Demokratie
- 30 «Nicht allzu besorgt» Schwedens
Chef-Epidemiologe Anders Tegnell
- 31 Katharina Fontana
Leben nach Berner Art
- 32 H.R. McMaster «Wichtigster Wandel
seit dem Kalten Krieg»
- 35 «Tatort», mir graut vor dir
Wolfram Knorr über das TV-Phänomen
- 36 Aschenputtel gegen Goliath
Asiens rechtlose Hausmädchen

- 37 Kurt W. Zimmermann
Säbeln am Filetstück
- 38 Die Schweiz dreht nach links
Rot-Grün triumphiert. Warum?
- 40 Kirchen und Konzerne
Geistliche Kritik an Unternehmen
- 41 Brief von der Wall Street
Jens Korte
- 42 Erdogans Inspiration
Sultan Selim I. der Grimmige
- 43 Inside Washington
Heute so, morgen anders
- 44 Als die SP für die Unabhängigkeit
kämpfte Wandel der Sozialdemokraten
- 45 Hansrudolf Kamer
Bleibt Trump auch nach einer Niederlage?
- 46 Schwarzmaler am Blausee
Groteske Argumente
- 48 Roman Josi
Beckenbauer auf dem Eis
- 49 Henryk M. Broder
Ich wäre lieber nicht dabei
- 50 Kampfzone Mars
Leistungsschau der Grossmächte
- 52 Leserbrief
- 53 Nachruf Wolfgang Clement
- 54 Beat Gygi
Wenn Helikopter Trauer tragen

LITERATUR UND KUNST

- 55 Ikone der Woche
Francis Bacon
- 56 Die Quadratur des M Antonio Scuratis
Epos über Benito Mussolini
- 58 Bücher der Woche Steffen Appel, Peter
Wälty, Doris Dörrie, Maxim Biller

- 61 Die Sprache
Der möblierte Herr
- 62 Der Intendant als Gourmet
Der Zürcher Aviel Cahn auf Erfolgskurs
- 64 Film «Persischstunden»
- 65 Klassik
Opernsaison-Eröffnung
- 65 Podcast
Mike Muncer: The Evolution of Horror
- 66 Chanson
Juliette Gréco (1927–2020)
- 67 Pop Blackpink: «Ice Cream»
- 67 Jazz Monk: «Palo Alto»

LEBEN HEUTE

- 68 Wunderbare Welt
- 68 Unten durch
- 69 Fast verliebt
- 70 Sehnsuchtsorte
- 71 Lebensläufe
- 71 Thiel
- 72 Essen
- 72 Wein
- 73 Auto
- 73 Objekt der Woche
- 74 Zeitzeichen
- 74 Fragen Sie Dr. M
- 75 Mittagessen mit ...
Thomas Krennbauer, Manager
- 76 Absturz von ganz oben
Barbara Amiel in Nöten
- 78 Tamara Wernli
Selektive Empörung

Degussa



GOLD UND SILBER.



GOLD VON DEGUSSA – DIE POSITIVE ANTWORT AUF NEGATIVZINSEN.

Seit mehr als 6000 Jahren überdauert Gold alle Weltreiche und alle Währungen. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen. Alle unsere Degussa Barren verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertgegenstände auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern – und das auch in Zukunft ohne Negativzins.

Weitere Informationen
und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH



VERKAUFGSGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00

ZÜRICH | GENF | FRANKFURT | MADRID | LONDON

Zeit der Rebellion

ETH-Evolutionsbiologin Anaïs Tilquin bricht das Gesetz, um auf den Klimawandel aufmerksam zu machen. Ihre Arbeitgeberin hat damit kein Problem.

Roman Zeller

Wir brechen das Gesetz ganz bewusst.» So lautete die Hauptaussage von Anaïs Tilquin in der *Sonntagszeitung*. Es gehe ums «Überleben von uns allen», rechtfertigte sich die Sprecherin von «Rise up for Change», der vereinten Schweizer Klimabewegung. Illegale Protestaktionen seien legitim, und die Besetzung des Bundesplatzes, wie unlängst geschehen, sei moralisch vertretbar.

Noch bemerkenswerter als das, was sie sagte, ist die Tatsache, dass es sich bei der Gesetzesbrecherin um eine Evolutionsbiologin und Ökologin der ETH Zürich handelt. Also um eine öffentlich-rechtlich angestellte, steuerfinanzierte Mitarbeiterin, die gleichzeitig illegales Verhalten legitimiert, praktiziert und zu solchem aufruft. Diesen Widerspruch wollte Anaïs Tilquin gegenüber der *Weltwoche* nicht kommentieren. Stattdessen liess sie verlauten, dass sich die Bewegung nicht personifizieren lasse. Sie schreibt: «Wir sind Tausende, die so sind.»

«Regisseurin von Fisch pornos»

Geboren wurde Anaïs Tilquin 1992 in der Provence im Süden Frankreichs. Im September 2009 zog es sie nach Lyon, wo sie an der Université Claude Bernard Lyon 1 ihr Biologiestudium aufnahm. Im akademischen Umfeld fühlte sich Tilquin sichtlich wohl: Im Sommer arbeitete sie jeweils für zwei Monate als Forschungspraktikantin, zuerst in Lyon, dann im niederländischen Leiden am dortigen Biologischen Institut. Neben ihrem Masterstudium, das sie 2012 in Angriff nahm, leitete sie Tutorate und erforschte – als «Fischporno-Regisseurin mit lauten Soundtracks», wie sie das in einem Steckbrief beschrieb – das Paarungsverhalten von Fischen.

Noch bevor sie ihren Evolutionsbiologie-Master abschloss, beschäftigte sich Tilquin am französischen Nationalen Institut für Agronomieforschung mit Insekten und mathema-

tischen Modellen zu deren sexueller Selektion. In der Folge zog es sie nach Zürich, wo sie sich als Doktorandin bei der Forschungsgruppe «Kokkonut» bewarb. Benannt ist diese Gruppe nach Hanna Kokko, einer finnischen Forscherin an der Universität Zürich, die Tilquins Supervisorin wurde. Die Professorin für Evolutionsbiologie erinnert sich, weshalb die damals erst 23-jährige Studentin 2015 auf die «Kokkonuts» – so nennen sich die Forscher – aufmerksam wurde: weil Tilquin über Kokkos Arbeit nur Gutes gehört hatte. Ihre Doktorarbeit habe dann mit Arten zu tun gehabt, die sich sexuell und asexuell fortpflanzen können.

Finanzielle Unterstützung erhielt die Gruppe teilweise von der Universität Zürich, vor allem aber in der Form von Drittmitteln. Anaïs Tilquin, so teilt Kokko der *Weltwoche* mit, sei auch durch eine finnische Zusammenarbeit unterstützt worden. Die Forschung habe «wenig mit den heutigen Aktivitäten» von Tilquin zu tun gehabt. Fragen zur Person will die ehemalige Betreuerin nicht beantworten.

Während der vierjährigen Arbeit an ihrer ETH-Dissertation begann Tilquin sich aktivistisch zu exponieren. Noch als Doktorandin gehörte sie zwischen 2017 und 2018 zu den Unterzeichnern des «No Fly Climate Sci»-Experiments, bei dem Wissenschaftler auf den Klimanotstand aufmerksam machten, indem sie aufs Fliegen verzichteten. Diese Entscheidung, schrieb sie auf der Plattform, sei ihr nicht leichtgefallen. Ihr Partner, ihre Familie und ihre Freunde seien in ganz Europa verstreut. Da aber Fliegen als umweltschädlichste Aktivität gelte, habe sie sich zu diesem Schritt entschieden. Ebenso unterschrieb sie ein Forschungsmanifest, das das Wohlergehen auf einem endlichen Planeten priorisiert.

Als 2019 Extinction Rebellion (XR) zum weltweiten Protest aufrief, begann die Klimabewegung eine noch wichtigere Rolle in Tilquins

Leben zu spielen. Bereits im April bekannte sie sich zu dieser Form von Rebellion; heute ist sie eine von 238 Schweizer Wissenschaftlern, die sich mit eigenem Namen der radikalen Aktivistengruppe angeschlossen haben.

Tilquin war es auch, die früh als eines der Gesichter von XR in Erscheinung trat. Im September 2019 tauchte ein Videointerview mit ihr auf der Online-Plattform des Schweizer Fernsehens auf. Der Titel lautete: «The rebellion comes to Switzerland». Die Aktivistin erklärt darin die Bewegung, der sie sich anschloss, weil sie an Schlafstörungen litt – alles, weil sich die Klimakatastrophe immer wieder in ihrem Kopf abgespielt habe. Ihre Worte begleitet herzerweichende Musik, zum Schluss klebt sie einen «time to rebel»-Sticker an eine Brücke und schlendert barfuss davon.

Vom Bund entlohnt

Anaïs Tilquin, seit Juni 2019 promovierte Evolutionsbiologin, nennt sich auf Twitter «Dr. Ananas» und bezeichnet sich als «einen eifrigen Papierpiraten», womit sie wohl auf ihre wissenschaftliche Arbeit am Crowther Lab verweist. Seit kurzem gehört sie dieser ETH-Forschungsgruppe an, die – gemäss Website – ein besseres Verständnis der globalen Ökologie anstrebt. Über den Klimawandel informieren und ihn bekämpfen, lautet die Losung.

Tilquins Arbeitspensum beträgt 40 Prozent, wie die einstige «Kokkonut» auf deren Website schreibt. Statt wie früher mit Evolutionsbiologie befasst sie sich jetzt mit globalen Ökosystemen und dem Klimawandel. Für diese Arbeit erhält sie vom Bund 35 440 Franken. Ab dem zweiten Jahr werden es 40 Prozent von 93 050 Franken sein, im dritten dann 40 Prozent von 97 600 Franken.

Dass Tilquin, wie sie selber bekanntgab, die meiste Zeit damit verbringt, mit Extinction Rebellion «um unser Leben zu kämpfen», stört die ETH-Leitung nicht. Im Gegenteil: Gemäss der Mediensprecherin begrüsst die Hochschule solche Tätigkeiten explizit – und damit auch ein Aktivistendasein. Wer als ETH-Mitarbeiter aber bewusst Gesetze breche, müsse die Folgen von strafrechtlichen Massnahmen selber tragen.



Anaïs Tilquin.

Jungfrauen-Charme

Wie auserwählt eine brillante, attraktive junge Politikerin, die pausenlos von Kameras verfolgt wird, ihren Traumprinzen? Giorgia Meloni wurde zu einem Auftritt ans Mikrofon gerufen, als sie gerade hungrig eine Banane schälte, und drückte die Frucht dem Nächstbesten im Begleittross in die Hand. Einem Unbekannten.

Inzwischen ist Töchterchen Ginevra vier Jahre alt, und Mamma Giorgia, heute 43, wird als die kommende erste Regierungschefin Italiens gehandelt. Ihr Lebensbegleiter ist Andrea Giambruno, 39, geblieben, der Mann des Bananenkontakts und inzwischen Nachrichtenmoderator des Senders Rete 4.

Aber mit Polit-Machos geht Meloni strafend-unzimperlich um, seit ihr Vater, ein Kommunist, die Familie im römischen Arbeiterviertel Garbatella verließ, als sie zwölf war. Mit fünfzehn gründete sie, eine Antwort an den Verschwundenen, eine Protestbewegung gegen links, mit neunzehn



Giorgia Meloni, Hoffnung auf Italienisch.

führte sie die Studentenbewegung der rechten Alleanza Nazionale an.

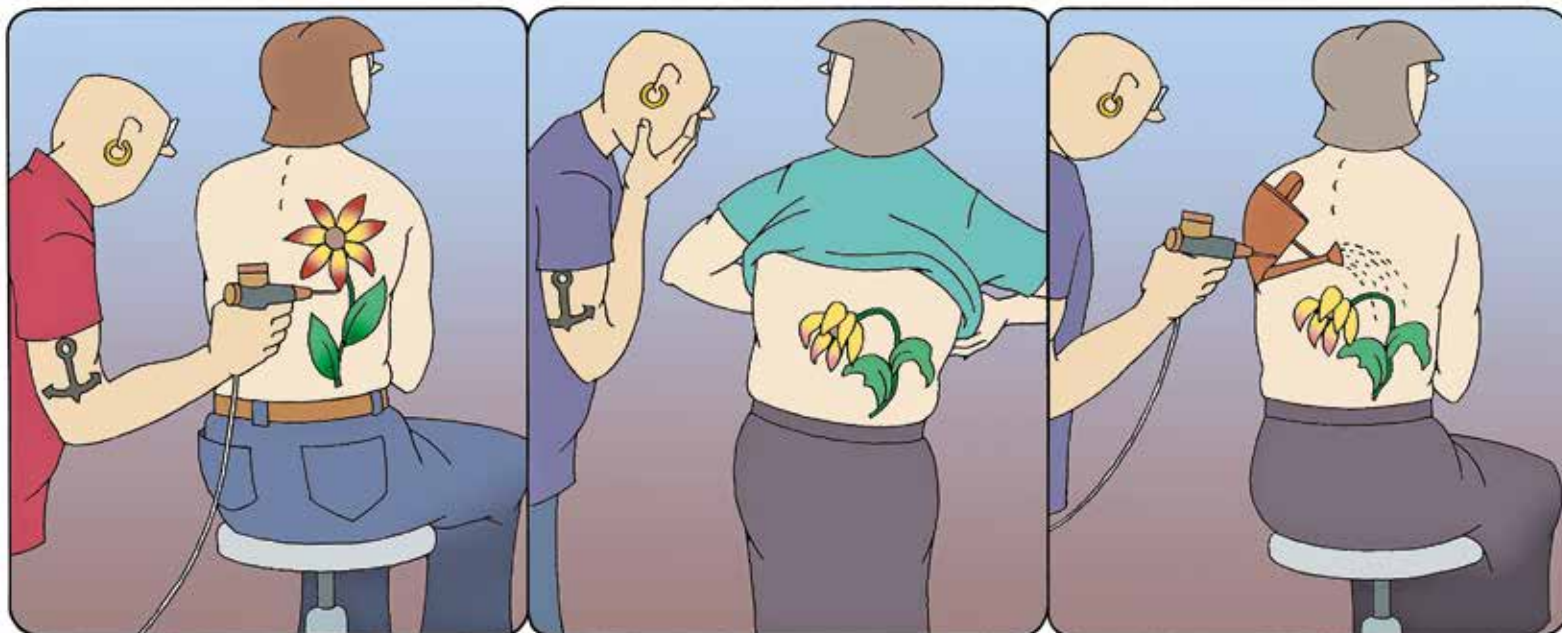
Ihre schlagfertige Intelligenz, gepaart mit ihrem blond-blauäugigen Jungfrauencharme, öffnete ihr viele Türen. Das Studium finanzierte sie als Barfrau im «Piper Club», dem Szene-

lokal der Schönen und Berühmten, und sie machte ihren Abschluss als Journalistin. Wurde mit 29 ins Parlament gewählt und mit 32 die jüngste Ministerin des Landes aller Zeiten, im Kabinett von Silvio Berlusconi im Ressort Jugend und Sport, für sie ein Karriereschau-fenster.

Verärgert über den selbstherrlichen Führungsstil des Cavaliere, trat sie aus der Sammelbewegung Popolo della Libertà aus und bildete mit Mitstreitern die Sprengpartei Fratelli d'Italia, die Berlusconis Niedergang einläutete.

In Corona-Zeiten schrumpfen nun auch die einstigen Protestparteien Lega und Cinque Stelle, und Melonis persönliche Beliebtheit erreicht den Spitzenwert von 35 Prozent. «Ich bin Giorgia», strahlt ihr Madonnengesicht, «ich bin Frau, ich bin Mutter, Italienerin, Christin», und «mit dreckigen Schuhen und sauberen Händen» kämpft sie gegen die ewigen Taugenichtse, die nur für sich schauen. *Mamma mia.*

BARTAK



TAGEBUCH

Iouri Podladtchikov



Schutz. Ich denke gerade an Sicherheitsfahrmodi und Ampeln. Gute Schuhe und warme Kleidung. Ich denke auch an Gewalt, Kondome und guten Schlaf. Ich kann meine Zahnschiene schon seit ein paar Tagen nicht mehr finden und mache mir etwas Sorgen. Ich knirsche nachts so fest mit den Zähnen, dass mein Zahnarzt mir einmal sagte, wenn ich keinen Schutz trage, würde ich bald keine Zähne mehr haben. Das letzte Mal, dass ich die Schiene verloren habe, war gleich zu Beginn dieser Pandemie. Ich habe sie in New York gelassen, mit all meinen Büchern und anderen Sachen dort. Ob man draufgängerisch ist oder nicht, ich glaube, wir alle brauchen Schutz. Wenn man sich unsicher fühlt, erzeugt das Stress. Ich muss den Stress dann immer irgendwie ausmassieren, mit Dingen, die sich gut anfühlen. Wie guter Musik, Verspieltheit und allem, was sich sonst noch gut anfühlt.

Gefühle. Ich weiss nicht, ob ich lieber weniger empfindlich wäre. Es würde vieles im Leben einfacher machen, das ist klar. Aber ich sehe es als Geschenk, gründlich sehen und fühlen zu können. Ich bin nicht mehr so fit, wie ich es einmal war. Das ist mir bewusst. Ich weiss aber, dass ich mich mehr anstrengen könnte, um schneller vorwärtszukommen. Sanfter vor allem. Ich freue mich sehr auf ein Treffen diese Woche. Wir haben lange nichts voneinander gehört. Es überraschte mich sehr, dass sie mir antwortete. Ich fühle mich immer geschwächt in ihrer Nähe, auf eine beglückende Art und Weise.

Ausbrüche. Ich muss oft fliehen, denke daran, in die Berge zu gehen oder die Szene zu wechseln. Ich glaube nicht, dass es

daran liegt, dass ich mich langweile. Ich glaube, der Gedanke, in eine Richtung zu gehen, über die man nichts vorhersagen kann, ist auf seine eigene Art wichtig. Aber es klingt, als ob ich mich langweilen würde. Vielleicht ist ein Teil von mir gelangweilt. Oder unruhig. Wahrscheinlich ist Unruhe die bessere Beschreibung dieses Zustands, in dem ich mich befinde. Sicher ist, dass ich mich mehr darin befinde, als mir wohl ist. Unruhe ist schwer zu bewältigen. Oft ist es auch schwer herauszufinden, woher die Unruhe kommt. Ich würde es vorziehen, länger an einem Ort zu bleiben. Nicht übers Ausbrechen nachzudenken, mich zu entspannen und tagzuträumen. In einer Fantasie umherzugehen, in der die Zeit und ihre Rhythmen wie Saiten auf einem Instrument gestimmt werden können. Vieles verstimmt sich immer wieder. Manchmal wünsche ich mir, ich könnte alles einfrieren, solange es sich noch in Harmonie befindet. Vielleicht liebe ich deshalb die Kälte so sehr. Kalte Luft ist einfach schöner zum Atmen.

Bewegung. Ich möchte immer in Bewegung bleiben. Die Vorstellung, aus dem Rhythmus zu fallen, ist für mich bedrückend. Bewegungen muss man üben. Ich finde es schön, zu sehen, wie jemand Bewegungen im Kopf durchgeht. Gedanken können wie Bewegungen sein. Manchmal gehen sie einfach nicht auf. Passen nicht zu einander. Doch manchmal fühlt es sich richtig an. Passend. Beglückend. Spielerisch. Damit es sich spielerisch anfühlt, muss es leicht und schwungvoll sein. Man sollte davor nichts Schweres essen oder denken. Schwere Gedanken führen oft zu Schmerzen und Problemen, sind schwer zu verdauen, sozusagen. Sie sind wie verspannte Muskeln. Unser Körper schickt uns immer wieder Hinweise. Wir müssten nur öf-

ters hinhören. Genauer auf uns achten. Meine Tanzlehrerin sagte einmal, dass wir versuchen sollen, jeden Tag eine halbe Stunde lang bewusst mit unserem Körper zu verbringen. Egal, ob Duschen oder Stretchen, einfach bewusst die Aufmerksamkeit voll und ganz dem Körper widmen. «You are your body», sagte sie. Das ist mir geblieben.

Erinnerung. Was uns in Erinnerung bleibt, was wir darüber denken, wie wir uns fühlen, wenn wir daran denken – ich würde es gerne besser verstehen. Mein Verleger sagte mir schon oft, ich sollte alles dokumentieren. Er sagte mir aber auch, dass man seine Gefühle nicht unterdrücken soll. Ich glaube, die Lautstärke gewisser Gefühle bereitet oft nicht nur demjenigen, der sie empfindet, Kopfschmerzen, sondern auch seinem Gegenüber. Aus Rücksicht und Anstand nimmt man sich und seine Gefühle manchmal aus dem Spiel. Ich glaube aber, dass man das nicht allzu lange aushält oder aushalten sollte. Dafür gebe ich ihm natürlich recht. Es ist wunderschön, wenn man Erinnerungen teilen kann. Zusammen losziehen und die Leichtigkeit des Seins mit Blödsinn zu unterstreichen. Sich in einem Zustand von «Mir fehlt nichts» zu befinden und ihn zu zelebrieren. Solche Erinnerungen müssen festgehalten werden. Ich finde, man sollte sich öfter daran erinnern können. Sie sollten einem ein dickes Schild gegenüber der groben Welt da draussen bieten, um an dunkleren Tagen wie ein Gedicht unsere Seele zu entzücken.

Iouri Podladtchikov, Olympiasieger 2014, beendete im August 2020 seine Karriere als Snowboarder. Im Juni erschien sein drittes Buch «Suddenly Last Summer». Simonett & Baer. 48 S., Fr. 39.–

Exklusiv für Weltwoche
LeserInnen

Gutschein*

Fr. 25.-

Ihre Gut-
schein-Nr.
206281W

Gültig bis
01.11.2020

Bitte bei Ihrer Bestellung angeben.

*Natürlich können Sie Ihren Fr. 25.- Gutschein auch im Internet unter www.proidee.ch einlösen. Eine Barauszahlung ist nicht möglich. Der Gutschein ist gültig für das gesamte Sortiment und ist nur einmalig einlösbar. Mindestbestellwert Fr. 250.-.

Pro·Idee

Neue Ideen - Willkommen zu Hause Gefunden. Gekauft. Geliebt: www.proidee.ch



Hortensienstrauss.

Wie frisch aus dem Garten. Der üppige Hortensienstrauss in trendigem Blau. Blüten von unvergänglicher Schönheit. Als elegantes Dutzend wie vom Floristen fertig gebunden.

Best.-Nr: 230952 Fr. 219.-



Lichtstregen-Tisch.

Vielseitiges Beistellmöbel - und zugleich ein elegantes Lichtobjekt. Eingelassene LED-Lichtleisten konturieren effektiv die offene Aluminium-Konstruktion.

Quader: Best.-Nr: 223919

Würfel: Best.-Nr: 223918

Fr. 265.-



Leuchte Zauber-Weide.

Faszinierend wie sonnengebleichtes Buschwerk: die Leuchte aus täuschend echt nachgebildeten weissen Weidenruten. 320(!) LEDs umspielen die mannshohen Ruten mit verwunschenem Licht.

Best.-Nr: 231933 Fr. 134.95



RM58 Retro-Sessel.

Hommage an eine Design-Ikone der späten 50er-Jahre: der legendäre Kunststoffstuhl RM58. Urtyp eines einst revolutionär modernen Möbelstils.

Hochglanz-Rot

Best.-Nr: 230340 Fr. 959.-



Vario Kaminholzwagen.

Viel mehr als nur ein Kaminholzwagen. Der Kaminholzwagen kann auch als Sitzbank, als geräumiger Beistelltisch oder als Stehtisch für einen Umtrunk genutzt werden

Best.-Nr: 200676 Fr. 339.-



Filzbeistelltisch mit Stauraum.

Einst PET-Flaschen. Heute ein Filztisch mit viel Stauraum. Nachhaltig, praktisch und wunderbar wohnlich zugleich. Ein sinnvoller Beitrag zum Thema Recycling.

Best.-Nr: 231204

Fr. 159.-

Bestellen leicht gemacht
www.proidee.ch/aktion-weltwoche
Tel. +41 (0)71-274 66 17

Ihr Immobilienraum?



3 ½ - 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8955 **Oetwil a.d.L.**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.erlenkoenig.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



4 Zimmer Mietwohnung
8708 **Männedorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Miete 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.
www.loft-neugut.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8152 **Glattbrugg**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.glattwies.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



4 ½ Zi. Eck-EFH, 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis ab 1'494'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.luckenholz.ch



4 ½ und 5 ½ Eigentumswohnungen
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 881'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Doppel-Einfamilienhäuser
8332 **Rumlikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'291'000.-, Bezug ab Winter 2021/22
www.grueens-doerfli.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8472 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



6 ½ und 7 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab 1'411'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.nidolino-ottenbach.ch



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8545 **Rickenbach/ZH**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/



5 ½ Zi. Eigentumswohnung
8484 **Weisslingen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis ab CHF 1'377'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.paradislig.ch



4 ½ Zi. Terrassenwohnung
8103 **Unterengstringen**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis CHF 1'841'000.-, Bezug ab Frühling 2021
www.sparrenberg.ch



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ und 5 ½ Zi. DEFH
8127 **Aesch-Maur**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.chridlerpark.ch



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8493 **Saland**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis ab 517'200.-, Bezug ab Herbst 2020
www.ammuelibach.ch



7 ½ Zi. Einfamilienhäuser inkl. Parkierung
8460 **Marthalen**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.calmacasa.ch




2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.solevista.ch



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen
8615 **Wermatswil**, Aline Zorrilla Tel. 044 316 13 21
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Herbst 2021
www.leuberg.ch



Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?
Melden Sie sich bei unserem Chef 
ulrich.koller@lerchpartner.ch oder per Telefon 052 235 80 00.



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Alle Objekte im Überblick:
www.lerchpartner.ch/Immobilienraum/

Lerch & Partner
GENERALUNTERNEHMUNG AG
LerchPartner 



Zürcherstrasse 124 Postfach 322
8406 Winterthur
Telefon 052 / 235 80 00

Wir nehmen an den folgenden
Immobilienmessen teil:



SVIT Immobilien-Messe in Zürich
26. - 28. März 2021, Lake Side Zürich



Eigenheimmesse Schweiz in Zürich
9. - 12. Sept. 2021, Messe Zürich, Halle 5

Stand August 2020

Bersets Problembehörde

Fehler und Pannen haben die Glaubwürdigkeit des Bundesamts für Gesundheit beschädigt. Mitten in der Corona-Krise springen nun auch noch wichtige Mitarbeiter ab.

Es war nach längerer Zeit die erste erfreuliche Meldung aus dem Bundesamt für Gesundheit (BAG): Die Krankenkassenprämien würden in diesem Jahr nur minim steigen, frohlockte SP-Bundesrat Alain Berset vergangene Woche vor den Medien. Die Freude währte kurz. Zwei Tage später sickerte durch, dass der Leiter der BAG-Abteilung für übertragbare Krankheiten, Stefan Kuster, nach bloss 175 Tagen Amtszeit den Dienst bereits wieder quittiert. Das wäre zwar bedauerlich, aber nicht so wichtig, wenn das BAG bloss ein Amt unter vielen wäre.

Die nationale Gesundheitsbehörde ist bei der Bewältigung der Corona-Krise der Dreh- und Angelpunkt. Wenn hier eine Schlüsselfigur wie Kuster nach wenigen Monaten das Handtuch wirft, fragen sich Politiker wie der Urner FDP-Ständerat und Gesundheitspolitiker Josef Dittli, was da wohl los ist. Kuster hat seinen Rücktritt so begründet, dass der Job nicht mehr kompatibel sei mit seinem Familienleben und dem täglichen Pendeln zwischen dem Wohnort Winterthur und dem Arbeitsort Bern-Liebefeld. Als er im Herbst 2019 den Arbeitsvertrag unterschrieb, ging Kuster von geregelten Arbeitszeiten aus – ohne Sonderschichten und wohl auch ohne ständige Medienauftritte. Das war anders, als er am 1. April seine Stelle antrat.

Solange Kusters Vorgänger, Daniel Koch, die Kommunikation nach aussen fortführte, ging alles gut. Doch als Koch abtrat, musste Kuster diesen Part übernehmen; er tat es mehr schlecht als recht. Von ihm stammt die etwas bizarre Äusserung, die Situation an der Corona-Front sei «fragil, aber stabil». Kuster musste auch sonst ein paar peinliche Pannen verantworten.

Abgänge in den Chefetagen

Mit dem Abgang steht auch Bersets Personalpolitik auf dem Prüfstand. «Es gab im BAG in letzter Zeit schon einige Rücktritte», sagt SVP-Ständerat Alex Kuprecht, der seit Jahren der gesundheitspolitischen Kommission angehört. «Das deutet auf interne Probleme hin.» Amtsdirektor Pascal Strupler hat bereits letzten Herbst seinen Rücktritt auf Ende September 2020 angekündigt – alle sagen, auf sanf-

ten Druck von Berset. Mit der Bernerin Anne Lévy hat der SP-Bundesrat eine BAG-Chefin installiert, die ihm politisch nähersteht als Strupler, den er noch von FDP-Bundesrat Pascal Couchepin übernommen hatte. Auch BAG-Vizedirektor Stefan Spycher ist weg. Dem Vernehmen nach, weil man ihn bei der Strupler-Nachfolge nicht berücksichtigt hat. Ein personeller Unruheherd war in den vergangenen Jahren besonders der Bereich Kranken- und Unfallversicherung, wo die Leitung mehrmals ausgewechselt wurde. Andere BAG-Spitzenleute wie Patrick Mathys, der wie Kuster dem Bereich Öffentliche Gesundheit zugeteilt ist und bei den Pressekonferenzen zuerst Koch, später Kuster ablöste, machen je länger, je mehr einen abgekämpften Eindruck. Mathys muss laut internen Quellen zuerst einen sechswöchigen Urlaub einziehen, bevor er für Kuster bei der Kommunikation einspringen kann.

Gestaltungswille nicht gefragt

Für die Geschäftsprüfungskommission (GPK) des Nationalrates ist es nicht normal, dass während einer Krise wichtige Leute abspringen. Die für das Departement des Innern (EDI) zuständige GPK-Subkommission will die Personalfuktuationen im Gesundheitsamt unter die Lupe nehmen, wie Präsident Thomas de Cour-

ten (SVP) eine Meldung der *Sonntagszeitung* bestätigt. Es ist nicht das erste Mal und es wird wohl auch nicht das letzte Mal sein, dass sich das Parlament mit dem BAG befassen muss. Die Geschichte dieses Amtes unter Berset ist eine Chronik des Versagens.

Grosse Reformen sind dem BAG nicht gelungen – auch wenn Amtsdirektor Strupler auf viele kleine Einzelmassnahmen verweist. Frühere Mitarbeiter kritisieren, dass Berset Experten zwar befrage, deren Vorschläge aber weitgehend

Bis vor kurzem arbeitete in der zehnköpfigen Geschäftsleitung kein einziger Mediziner.

ignoriere. Das BAG reagiere häufig nur auf Druck aus dem Parlament, sagt CVP-Gesundheitspolitiker Christian Lohr. Dem BAG fehle es an Eigeninitiative. Er spüre keine Führung. So etwas wie Eigeninitiative oder Gestaltungswille sei im BAG unter Berset nicht gefragt, bekommt man von Mitarbeitern zu hören. Das Amt gilt als komplizierter Laden.

Hier ist das Fachwissen zur Förderung der Volksgesundheit angesiedelt. Hier entwickeln die teuersten Mitarbeiter der Bundesverwaltung Strategien gegen Masern, Mumps, Rinderwahnsinn, Aids, Grippe oder eben gegen das Coronavirus. Seit 2004 ist dem BAG auch der Bereich Krankenversicherung angegliedert, der früher zum Bundesamt für Sozialversicherungen gehörte. «Das Bildungsniveau im Amt ist sehr hoch, das macht die Führung anspruchsvoll», sagt BDP-Nationalrat Lorenz Hess, der selber im BAG gearbeitet hat. Pikantes Detail: Das Fachwissen findet sich vor allem in der zweiten und dritten Führungsebene. Bis vor kurzem arbeitete in der zehnköpfigen Geschäftsleitung kein einziger Mediziner. Augenfällig wurde dies bei den Corona-Pressekonferenzen, die das BAG mit Spezialisten aus der zweiten und dritten Reihe bestritt. Die Pandemie-Prävention gehört zum BAG-Kerngeschäft. Aber obwohl das Amt seit Jahren davor warnte, wurde es von der Corona-Krise völlig überrumpelt.



Jetzt neu:

- Neues Design
- Neue Autoren
- Mehr Literatur und Kunst*
- Mehr Humor



*Jede Woche 12 Seiten



Schenken Sie Inspiration: 12 Ausgaben für Fr. 49.–

Gefällt Ihnen die neue *Weltwoche*? Wenn ja, sagen Sie es weiter. Noch besser: Schenken Sie einem Freund, einer Bekannten ein Kennenlern-Abo. Wenn Sie selbst Abonnent sind und mitmachen, verlängern wir Ihr eigenes *Weltwoche*-Abo kostenlos um einen Monat.

- Ja, ich möchte jemandem das Kennenlern-Abo mit 12 Ausgaben für Fr. 49.– schenken.
Die Rechnung können Sie gerne mir senden.

Schenker/Rechnungsadresse:

Frau Herr

Vorname/Name: _____

Strasse, Nr.: _____

PLZ/Ort: _____

E-Mail: _____

Beschenkter/Lieferadresse:

Frau Herr

Vorname/Name: _____

Strasse, Nr.: _____

PLZ/Ort: _____

E-Mail: _____

Senden Sie den ausgefüllten Talon per Post an Weltwoche Verlags AG, Kundenservice, Postfach, 4601 Olten
Oder bestellen Sie das Abo per Telefon 043 444 57 01 oder via E-Mail an kundenservice@weltwoche.ch.

BLICK IN DIE ZEIT



Mehrheitlich unbehelligt ging das neue CO₂-Gesetz letzte Woche durchs Parlament. Was sind seine Merkmale?

Unnützlich: Die Schweiz ist verantwortlich für einen Tausendstel des weltweiten CO₂-Ausstosses. Allein die indische Stadt Delhi hat 20 Millionen Einwohner gegenüber 8,5 Millionen in der Schweiz. Würden wir das Klimaproblem ernst nehmen, müssten wir Kernkraftwerke bauen und alle Handelsbeziehungen mit den Megaverschmutzern China, USA, Indien und Russland sofort abbrechen, also Wirtschaftskrieg führen und verarmen.

Unrealistisch: Klimaneutralität oder die 2000-Watt-Gesellschaft funktionieren nur mit der Lebenshaltung eines Studenten, der in einem praktisch ungeheizten Zimmer lebt, kein Auto fährt und auf Flugreisen verzichtet. Wollen wir das?

Unsozial: Wie im Mittelalter können sich nur noch Begüterte Mobilität leisten, den hohen Benzinpreis und die Flugticketabgabe, das teure Elektromobil. Bei der Klimajugend sind vorwiegend Gymnasiasten und Studenten aus privilegierten Akademikerhaushalten dabei, kaum Lehrlinge, die im Leben stehen. Die Klimaretter übersehen, dass sich die alleinerziehende Mutter keinen neuen Tesla kaufen kann, sondern höchstens alle paar Jahre einen Occasionswagen für maximal 4500 Franken.

Unsolidarisch: Bevorzugt wird, wer urban lebt, wer mit den «Finken» aufs Tram oder auf den Zug gehen kann. Benachteiligt sind die auf dem Land Wohnenden, die aufs Auto angewiesen sind.

Unreif: Greta und andere Kids sollen unserer Gesellschaft das richtige Leben dik-

tieren. Wer selber Kinder hat, weiss, dass die Vehemenz des eigenen Wahrheitsanspruchs umgekehrt proportional ist zur tatsächlichen Lebenserfahrung; je jünger, desto despotischer. Die Infantilisierung wird angeheizt von vielen (nicht allen) Lehrern und Dozenten, die vorzugsweise in den geschützten Werkstätten des Staates wirken.

Unbezahlbar: Das neue CO₂-Gesetz kostet den Mittelstand 40 bis 50 Milliarden, verteuert das Benzin um faktisch 27 Rappen pro Liter, verbietet Ölheizungen und bestraft die finanziell klammen Rentner, die sich die Anschaffungen nicht leisten können.

Warum das CO₂-Gesetz ein teurer, unsozialer Irrtum ist, der dem Klima nichts bringt und die Rentner strafft.

Unberechenbar: Die Gesetze der Physik lassen sich nicht ausser Kraft setzen. Die Schweiz startet einen Blindflug, ist in Zukunft nicht in der Lage, den steigenden Energieverbrauch zu gewährleisten. Schon heute sind Stromlücken etwa in Deutschland während der Wintermonate Realität. Das grösste Risiko ist heute nicht eine Seuchenpandemie wie Corona, sondern ein grossflächiger Energieausfall, der wirtschaftlich, sicherheitspolitisch, sozial und gesundheitlich verheerend wäre.

Aufgrund der kleinlauten Selbstverteidigung setzte sich in den Medien die Sicht durch, die SVP habe sich in der Diskussion um Bundesrichter Donzallaz einen «regelrechten staatspolitischen Fauxpas» geleistet. So kommentiert es am lautesten die NZZ, die an der Volkspartei in dieser Sache kein gutes

Haar lassen mag. Ganz anders sieht es allerdings Donzallaz' Kollege Thomas Stadelmann, CVP-Bundesrichter und nicht unter dem Einfluss der *Sünneli*-Partei. Mit Blick auf ein damals von Donzallaz herbeigeführtes Urteil sagte Stadelmann vor Zeugen wörtlich: «Wenn es Schule macht, dass drei Richter sich als Gesetzgeber aufspielen, muss man sich nicht wundern, wenn die Politik reagiert und über Abwahl diskutiert.»

Es ist interessant, dass dieses Zitat in den Debatten um Bundesrichter Donzallaz in den Medien keine Rolle spielte. Es hätte die Diskussion in eine etwas andere Richtung gelenkt. Journalisten aber neigen eher dazu, Bundesrichtern eine im Rechtsstaat übergeordnete Stellung zu bescheinigen, sie zu überhöhen. Der Grund dafür liegt im Begriff der Gewaltenteilung. Er legt nahe, dass der Richter eine absolute Unabhängigkeit im Rechtsstaat beanspruche, was allerdings nicht stimmt. Es gibt keinen richterlichen Absolutismus. Neben der Gewaltenteilung ist für den Rechtsstaat nämlich die Gewaltenhemmung mindestens so entscheidend – *checks and balances*. Auch Richter müssen kontrolliert werden.

Mit ihrer Kritik an Bundesrichter Donzallaz, er glaube, über dem Rechtsstaat zu stehen, lieferte die SVP also keinen «staatspolitischen Fauxpas», nur ein mittleres kommunikatives Desaster. Um es mit Bundesrichter Stadelmann auszudrücken: Eine Partei, die einen Bundesrichter nicht mehr wiederwählt, weil er sich «als Gesetzgeber aufspielt», torpediert den Rechtsstaat nicht. Sie verteidigt ihn, und zwar gegen Richter, die sich über den Rechtsstaat erhaben glauben.

Der Abbau der Bürgerrechte ist im Gange

Die Klimahysterie und andere Untergangsfantasien demontieren den demokratischen Rechtsstaat, von unten und von oben.

Urs Paul Engeler



Es gilt das selbstverfasste Evangelium.

Oberflächlich betrachtet, war es eine triste Woche für die juvenilen rot-grünen Gesetzesbrecher. Die Klimacamper, die während zweier Tage das Leben in Bern behindert und sich fremde Güter angeeignet hatten, wurden in einer aufwendigen Operation vom Bundesplatz entfernt. Die Mitglieder des «Collectif Breakfree Suisse», die in Lausanne eine CS-Filiale okkupiert hatten und in erster Instanz von einem FDP-Richter freigesprochen worden waren, erhielten vor dem Waadtländer Kantonsgericht doch noch die verdienten Strafen für ihren Hausfriedensbruch und ihren Widerstand gegen die Staatsgewalt.

Zuspruch aus der sogenannten Mitte

Der Rechtsstaat, könnte man nun beruhigt feststellen, existiert noch. In einem solchen

Fazit steckt allerdings mehr Hoffnung als Realitätssinn.

Es war nur der massive Druck von aussen, der die rot-grüne Regierung Berns dazu zwang, die illegale Blockade im Zentrum der Stadt endlich, endlich aufzulösen. Die Staatsgewalt wollte den Zustand der Belagerung Komplizenhaft tolerieren, so wie sie auch eine nachfolgende illegale Demonstration billigte. Der Zuspruch, den die Besetzer nicht nur von links, sondern auch aus der sogenannten Mitte der Politik erhielten, ist gross. Steuerfinanzierte Kirchenleute im Zentrum der Stadt händigen den Okkupanten die Schlüssel aus und gewähren ihnen in den rechtsfreien Räumen gratis Obdach und Schutz vor polizeilicher Verfolgung.

Das international formierte «Collectif», das den zivilen Ungehorsam («La désobéissance

civile est devenue une nécessité») zur neuen Handlungsmaxime erklärt, neue Besetzungen und Blockaden ankündigt und Geld für den medial begleiteten Marsch durch die Justiz sammelt, zieht das Urteil weiter ans Bundes-

Wer glaubt, aus «legitimen» Gründen gegen das Gesetz verstossen zu dürfen, sät Chaos und ruft der Diktatur.

gericht, das in seiner jetzigen Verfassung kein Garant mehr ist für die Durchsetzung von Recht und Ordnung. Zwar haben die hohen Richter die «Klimaklage» einiger von Greenpeace angestifteten und gelenkten Seniorinnen noch abgewiesen. Doch der Druck auf die Tribunale wächst, im Namen einer mega-

fonisch verkündeten und nirgends definierten «Klimagerechtigkeit» Gesetzesbrüche zu erlauben.

Bereits hat sich durch stete Wiederholung eine Formel festgesetzt, die sprachlich und juristisch zwar völlig falsch ist, aber Wirkung zu entfalten droht: Die Aktionen mögen je nicht legal sein, doch seien sie legitim. Nun sind «legal» und «legitim» keine Gegensätze, sondern weitgehend Synonyme und bedeuten beide «gesetzlich», «rechtmässig». Wer glaubt, aus «legitimen» Gründen gegen das Gesetz verstossen zu dürfen, handelt immer egoistisch, willkürlich, anmassend, sät Chaos und ruft der Diktatur. Es gibt in der offenen, freien Demokratie keine höhere Gerechtigkeit als das gemeinsam an der Urne oder von Parlamenten festgelegte Recht.

Ermunterung zum Umsturz

Doch nicht nur linke und grüne und Mitte-Politiker, Kirchen- oder Medienleute geben Protestlern, die sich nicht an die gesetzlichen, demokratisch beschlossenen Regeln halten, regelmässig recht. Bereits werden von den juristischen Lehrstühlen Sätze wie diese gepredigt: «Angesichts der Orientierung der Politik am engen Takt des Wahlzyklus kann die Problemlösungskapazität der Demokratie aber an Grenzen stossen, wenn es Herausforderungen wie den Klimawandel zu bewältigen gilt.» Zwar ruft der Zürcher Professor Johannes Reich damit noch nicht zum offenen Gesetzesbruch auf. Doch indem er dem demokratisch organisierten Staat die Kompetenz abspricht, ein Problem, das ihm persönlich wichtig erscheint, so zu regeln, wie er sich das gerne wünscht, ebnet er allen den Weg, die irgendwelche «Notstände» geltend machen und wilde «Aktionen» ausserhalb der demokratischen Ordnung und des Rechtssetzungsverfahrens starten. Vom Katheder ertönt die Ermunterung zum Umsturz.

Worauf aber stützen sich Reichs Jünger, denen die demokratischen Prozesse nicht genügen? Gesetze sind es nicht, da nur die Demokratie diese entwickeln kann; Regierungen, Parlamente und andere Instanzen auch nicht, da nur die Demokratie legitimierte Vertreter hervorbringen kann. Es ist eine unheilvolle Kombination dreier Ideen, die unter verschiedenen Etiketten seit der Antike durch die Weltgeschichte wabern und in vielen Ländern nur katastrophale Zustände bewirkt haben: Die erste Vorstellung nennt sich meist «Gemeinwohl» oder «Gemeinwillen». Die zweite verleiht diesem selbstdefinierten Kollektivismus eine absolute, weit über den Interessen der Individuen stehende Geltung. Die dritte Idee schliesslich ermächtigt Menschen und Gruppen, diese von Gott, dem Weltgeist oder sonst wem in irgendwelche Köpfe gepflanzten Ideologien auch gegen demokratisch-rechts-

staatliche Regeln und den Willen der Mehrheit durchzusetzen.

Religionen funktionieren nach diesem Muster. Die nur teilweise domestizierte katholische Kirche hat sich mit dem Ausschluss von Frauen von Ämtern bis heute Reste von verfassungswidrigen Zuständen gesichert. Auch linke wie rechte Regimes haben mit der Berufung auf das «Gemeinwohl» ihren tödlichen Terror legitimiert. Die Nationalsozialisten proklamierten sich mit der Formel «Gemeinnutz geht vor Eigennutz» an die Macht und hebelten im Namen der «Volksgemeinschaft» die Individualrechte (nicht nur der Juden) aus. Kommunistische Regimes liessen Abermillionen verarmen, knechten und ermorden, um das Ideal einer klassenlosen Gesellschaft zu errichten. Wer wissen will, welche Monster an Kontrollinstanzen, Zwängen und Umerziehungslagern sich aus jeder «Gemeinwohl»-Fantasie entwickeln, soll die in den Feuilletons gehätschelte «Gemeinwohl-Ökonomie» des österreichischen Krypto-Kommunisten und Attac-Mitbegründers Christian Felber lesen und zum bitteren Ende denken. Jede historische Erfahrung lehrt, dass die schlimmstmögliche Umsetzung eine realistische Variante ist.

Das «Gemeinwohl» per se und a priori gibt es nicht. Der einzige Gemeinwillen, der sich rechtfertigen lässt, ist der Beschluss der Bürger. Das allgemeine Interesse kann also erst a posteriori bestimmt werden. Zum Gemeinwohl der Schweiz gehören jetzt der Kauf von Kampfjets, der Wolfsschutz, die freie Zuwanderung und Papi-Ferien, nicht aber höhere Steuerabzüge für die Kinderbetreuung. Welche Vorschriften und Abgaben zur «Klimarettung»

dem gemeinsamen Willen entsprechen, wird sich erst an der Urne ergeben, wenn über das herbeigeschriene CO₂-Gesetz abgestimmt worden ist. Das Aargauer Stimmvolk zum Beispiel hat Massnahmen, die an die Kriegswirtschaft gemahnen, zu seinem kantonalen «Gemeinwohl» eben versenkt.

Robespierre, Stalin, Pol Pot

Wer aber solche und noch weiter gehende Massnahmen erzwingen will, ruft nach dem totalitären Staat. Die Klimaprotagonisten kaschieren

*Der einzige Gemeinwillen,
der sich rechtfertigen lässt,
ist der Beschluss der Bürger.*

nicht einmal, dass sie die Bürger ihrer demokratischen Wahl- und Mitbestimmungsrechte berauben wollen. «Unser System ist nicht fähig, mit diesem Problem umzugehen, also müssen wir es wechseln», sagte Anaïs Tilquin, Sprecherin der radikalen und gewaltaffinen Bewegung Extinction Rebellion (XR), in der *Sonntagszeitung*, «wir brechen das Gesetz bewusst.» Damit will die ETH-Ökologin gewählte Regierungen und das Stimmvolk schlicht entmachten und – nach dem Modell des «Gemeinwohl-Ökonomen» Felber – an deren Stelle ein Gebilde von per Los konstituierten «Bürgerversammlungen» heranputschen. Diese erleuchteten Räte sollen dann «allein dem Gemeinwohl verpflichtet» sein und offenbar umfassende, diktatorische Befugnisse erhalten.

Wobei das revolutionäre System nur dann den Vorstellungen der Umstürzler genügt, wenn das «Gemeinwohl» von XR diktiert



«Wer soll über meine Zukunft bestimmen, wenn nicht ich?»

Simone Näpflin
Leistungsprüferin Erwerbsunfähigkeit
zum selbstbestimmten Leben



wird und die Abweichler in den Bürgerräten als «Leugner» psychiatrisiert und/oder um-erzogen und/oder eingesperrt und/oder ermordet werden. Beispiele dafür finden sich in der Menschheitsgeschichte zuhauf: von den kirchlichen Inquisitoren über Robespierre bis Stalin, Mao oder Pol Pot, der in Kambodscha den «neuen Menschen» der Zukunft erschuf und die, die er zur alten Sorte zählte, ermorden liess.

Derzeit geht es im ewigen Kampf zwischen liberalen und autoritär-totalitären Systemen nicht um Leben und Tod. Aber der giftige Gedanke, dass die «richtige» Gesinnung über dem beschlossenen Recht steht und dass es politisch bessere Menschen gibt und politisch verabscheuungswürdige, frisst sich von allen Ecken und Enden in den demokratischen Staat hinein. Menschen, die sich für moralisch überlegen halten, greifen auch heute im extremen Fall zu den Waffen (linke RAF, rechte NSU, IS-Terroristen). Vorläufer richteten sich rechtsfreie Räume (Berner Reitschule, Kirchen) ein, verweigern das Gespräch mit Ungläubigen und Beschränkten oder stürmen, flankiert vom SRF-Reporter und kaum behelligt durch die Polizei, im Namen des «Tierwohls» Bauernhöfe und sitzen nur noch mit Veganern am Tisch.

Hermann Lübbes frühe Warnung

Eherne Bestände des demokratischen Rechtsstaates sind bereits beschädigt: Toleranz, Kultur der Argumentation, Eigentumsrechte, Respekt vor dem Mehrheitsentscheid. Es gilt das selbstverfasste Evangelium. Auf dieser Basis wird die eigene Meinung zur alleinigen Wahrheit erklärt und jeder Einwand als Fake News abgetan. Wahrheitsgremien werden eingerichtet. Und die Freiheit der Medien ist zum freiwilligen Wiederkäuen der Einheitsnarrative verkommen.

Für Deutschland hat der emeritierte Stuttgarter Professor Siegfried F. Franke die lange Reihe von Verstössen gegen den Rechtsstaat, gegen die föderale Ordnung, gegen die Gewaltenteilung oder gegen die freie, kontroverse Rede in seinem jüngsten Buch, «Zur Aushöhlung des Rechtsstaates» (2020), aufgelistet. Interessant an seiner Darstellung ist, dass das Rechtssystem nicht nur durch den Widerstand von unten erodiert; die Verwalter der Macht nutzen die angerichtete Unordnung noch so gerne aus.

Das Register der obrigkeitlichen Sünden wider das demokratische System reicht von der Willkür in der Migrationspolitik über die skandalöse Wiederholung der Wahl in Thüringen bis zu an Kriegswirtschaft gemahnende Durchgriffe in der Klimapolitik, die «grosse Transformation» genannt, und Attacken von höchster (Merkels) Stelle gegen die, «die den Klimawandel leugnen». Fran-

ke zitiert die grüne Spitzenpolitikerin Katrin Göring-Eckardt, die öffentlich und ohne Gegenreaktion die klimatisch fanatisierte Jugend zum Gesetzesbruch aufruft: «Wenn wir mutig sind und auch mal die Regeln brechen, dann können wir zeigen: Diese Welt

Die Wurzeln des politischen Moralismus liegen im religiösen Denken.

gehört uns und nicht denen, die sitzen- und stehenbleiben.» Gemahnt Merckels «grosse Transformation» an Maos blutige Kulturrevolution («der Grosse Sprung nach vorne»), so kopiert die Rede von der «Welt, die bald uns gehört» die Nazirhetorik. Zufälle sind das nicht: So sprechen die, die sich überlegen und berufen fühlen.

Einer, der früh und eindringlich vor diesem «politischen Moralismus» gewarnt hat, war der liberale Philosoph Hermann Lübbe. Er charakterisierte die moderne moralistische Seuche mit vier Kriterien: die «Selbstermächtigung

zum Verstoss gegen die Regeln», das «Umschalten» vom sachlichen Argument zur Empörung und zur Erniedrigung des Gegners, drittens die Behauptung, dass «die moderne Zivilisation das Endstadium» einer Verfallsgeschichte sei, und schliesslich das Bemühen, den Menschen durch pädagogische und andere Methoden die richtige Denkungsart einzupflanzen. Das Programm, mahnte er, führe zum «Triumph der Gesinnung über die Urteilskraft», also zu blindem Gehorsam und Verblödung als Voraussetzungen für despotische Regimes. Seine vor Jahrzehnten erschienene Analyse liest sich wie ein aktueller Kommentar zu den jüngsten Entwicklungen in der Eidgenossenschaft und anderen westeuropäischen Staaten.

Die Wurzeln des politischen Moralismus liegen im religiösen Denken, in der Vorstellung, dass es eine Macht und eine Wahrheit gibt, die nur Eingeweihte richtig erfassen können. Beherrschten früher Päpste und Priester mit ihren Indoktrinationsprogrammen dieses Schema der Unterdrückung, so sind es heute Gremien und Experten, welche die modernen Dogmen entwerfen und politisch durchsetzen lassen. Wenn die Weltgesundheitsorganisation (WHO) das Umherschwirren des Coronavirus zur «Pandemie» erklärt, dann sind alle, die andere Zahlen und Argumente vorbringen, «Corona-Leugner», die zum Verstummen gebracht werden müssen, genau wie weiland die Gotteslästerer. Und wenn die Klimapropheten vom Weltklimarat (IPCC) ihre Prognosen über die Höhe der Temperaturen und Meeresspiegel durchgeben, dann haben sie immer recht, auch wenn sich die Berichte widersprechen.

Merckels «Transformationen»

Der Glaube an die Unfehlbarkeit der Ersatzgötter ist zwar noch keine direkte Attacke auf den Rechtsstaat, aber die Voraussetzung zu dessen Zersetzung, wie Lübbe mit historischen Beispielen aufgezeigt hat. Aus der WHO-Pandemie wuchs das helvetische Notrecht, das über Nacht die Bürger vieler Eigentums- und Freiheitsrechte beraubte, ohne dass sie sich dazu äussern konnten. Die IPCC-Doktrin verlangt nicht nur neue Steuern und Eingriffe in jeden Haushalt, sondern gesellschaftliche «Transformationen von gigantischem, historischem Ausmass», wie sie Angela Merkel angekündigt hat und wie sie auch hierzulande vorbereitet werden. Ohne Aushöhlung oder gar Auflösung der demokratischen Ordnung wird diese kulturelle, politische und wirtschaftliche Revolution nicht gelingen. Die ersten Schritte zum Abbau der Bürgerrechte sind mit der Ausrufung von «Klimanotständen» und der Duldung von Rechtsbrüchen getan.

Bei genauerer Betrachtung hatten die Bundesplatz-Besetzer doch eine gute Woche.



PERSONENKONTROLLE

Golder, Amherd, Binder, Berset, Gössi, Rimoldi, Vara, Français, Minder, Bischof, Reimann, Blocher, Paltrow, Schäuble, Strobl



Mann der Tat: Bundesrat Berset.



Zu viel Kritik: Parteichefin Gössi.



Freikörperkommerz: Filmstar Paltrow.

Lukas Golder, Orakel, hatte mit seinen Prophezeiungen zum Abstimmungsergebnis über die Beschaffung neuer Kampffjets keine glückliche Hand. Knapp zwei Wochen vor dem Urnengang meldete der Berner Politologe, gestützt auf Umfragen, ein stabiles Ja für die neuen Flieger. Die ermittelte Zustimmung betrug zu diesem Zeitpunkt 56 Prozent. Dann wurde es für Verteidigungsministerin **Viola Amherd** (CVP) ein hauchdünner Zittersieg von 50,2 Prozent. Vielleicht war das magere Resultat weniger ein Versagen der Armee als dasjenige eines Umfrageinstitutes, lästerte prompt Amherds Parteikollegin, Nationalrätin **Marianne Binder**. (hmo)

Alain Berset, Kriminalist, zeigt Verständnis für das Anliegen der SP-Frauen, das Strafgesetzbuch auf Französisch und Italienisch anzupassen und häusliche Tötungsdelikte gegenüber Frauen künftig anders zu bezeichnen. Während man im Deutschen in solchen Fällen von «Totschlag» spricht, heisst es in der französischen und italienischen Version «Tötung aus Leidenschaft». Diese Wortwahl könne die Delikte banalisieren, stimmte SP-Bundesrat Berset den Frauen zu. Doch die Sache ist komplizierter, als man denkt. Denn auch Männer werden Opfer von Totschlag, während das Strafgesetzbuch in allen drei Amtssprachen konsequent von «dem Täter» spricht – «die Täterin» kommt im Gesetz nicht vor, obschon die Statistik ein anderes Bild zeigt. Wir warten nun auf den parlamentarischen Vorstoss, der diese männerdiskriminierende Gesetzesprache abschaffen will. (fon)

Petra Gössi, Ausputzerin, ist mit der partei-internen Meinungsvielfalt offenbar unzufrieden. Jedenfalls läuft derzeit eine Aktion,

um den Ausschluss des Luzerner Jungfreisinnigen **Nicolas A. Rimoldi** aus allen Parteisektionen zu erwirken, in denen dieser Mitglied ist – es scheint schwer vorstellbar, dass dies ohne den Segen oder gar die Initiative der Zentrale in Bern geschieht. Rimoldi hat sich wiederholt kritisch über den europa- und klimapolitischen Kurs der Partei geäussert. Das Fass zum Überlaufen brachte offenbar die Tatsache, dass sich Rimoldi vor ein paar Wochen in den Vorstand der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) wählen liess und dabei wiederum nicht mit Kritik an der FDP sparte. (fsc)

Céline Vara, Lautsprecherin, ist frustriert. Die letztes Jahr überraschend gewählte Neuenburger Ständerätin von den Grünen hielt in der Kleinen Kammer eine zirka vierzehn Minuten lange Bergpredigt zur Volksinitiative «Für eine Schweiz ohne synthetische Pestizide». Dabei glühten ihren Ratskollegen fast die Ohren. Als der Waadtländer Ständerat **Olivier Français** (FDP), Varas Nachredner, den Vortrag als aggressiv abtat, war die Urheberin beleidigt. Via *Sonntagsblick* holte sie zum Rundumschlag gegen ältere Ratsherren aus, welche auf die Voten von Jungpolitikerinnen nicht eingingen. Wir sind guten Mutes, dass Vara bis Ende Legislatur den richtigen Ton und die passende Länge für Vorträge findet, wie das auch schon ältere Ständeräte wie **Thomas Minder** oder **Pirmin Bischof** geschafft haben. (hmo)

Lukas Reimann, Akrobat, weiss, wie man sich aus der Verantwortung schlängelt. Nach der Niederlage der Begrenzungsinitiative kritisierte der SVP-Nationalrat und Auns-Präsident die Fokussierung der SVP auf die Themen Migration und EU. «Die SVP muss auch

andere Themen angehen», gab er gegenüber Medien zu Protokoll. Dabei hat der St. Galler Politiker der SVP die Begrenzungsinitiative eingebrockt, wie dies auch alt Bundesrat **Christoph Blocher** in seiner Manöverkritik zum Abstimmungssonntag zu verstehen gab. (hmo)

Gwyneth Paltrow, Geburtstagskind, stellte zu ihrem 48. ein Foto von sich auf Instagram, ganz ohne Kleidung, das rechte Bein über den Schambereich gehoben, mit der einen Hand die Brüste bedeckend, sich mit der anderen durchs Haar streichend. «Nothing but my birthday suit» habe sie an, und mit dem ganzen Grün im Hintergrund wirkt diese Message nochmals glaubhafter. Doch Paltrow wäre sich nicht treu geblieben, hätte nicht auch dieser Moment innerer Selbstreflexion einen Marketing-Aspekt. Zu verdanken habe sie das nackte Selbstvertrauen, so lässt sie wissen, der Körperlotion ihrer Lifestyle-Marke Goop. Wäre ja auch seltsam, sich im eigenen Körper einfach so, ganz ohne Beauty-Produkte, wohlzufühlen. (ab)

Wolfgang Schäuble, Fernsehkönig, kann wohl künftig noch mehr Hofberichterstattung in öffentlich-rechtlichen Medien erwarten. Mit Wohlwollen dürfte der Bundestagspräsident den jüngsten Karriereschritt seiner Tochter Christine verfolgt haben: Sie wird als Programmdirektorin für alle Sendungen der Rundfunk- und Fernsehsender der ARD verantwortlich sein. Und noch jemand dürfte sich freuen: Ihr Mann **Thomas Strobl**, stellvertretender Ministerpräsident von Baden-Württemberg. Vetternwirtschaft ist das natürlich nicht, denn Christine ist Tochter und Ehefrau, nicht Cousine. (ky)

Die grosse Davos-Party ist vorbei

Das übernächste World Economic Forum soll zwar wieder im Bündner Kurort stattfinden. Doch wegen Corona-Krise und Abzocker-Image muss es kleiner und feiner werden.

Andrea Masüger

In Davos hat es am Wochenende so stark geschneit wie noch nie seit Messbeginn vor siebenzig Jahren: 26 Zentimeter Neuschnee. Ein wunderbares Omen für eine schneereiche und prächtige Wintersaison?

Davos hat keine Zeit für solche Gedanken. Es liegt in einer Art Schockstarre. Das 51. World Economic Forum (WEF), der bedeutendste Anlass im Ort und das wohl wichtigste internationale Treffen der Schweiz, ist wegen Corona abgesagt. Nachdem zuerst noch von einer Verschiebung vom Januar in den Sommer gesprochen und über eine verkleinerte Ausführung spekuliert worden war, kam vor wenigen Tagen das endgültige Aus. Das Treffen soll an einem alternativen Standort als Mini-WEF stattfinden, man spricht vom «Bürgenstock Resort» oder von der Stadt Lugano. Man wollte nicht nach Davos gehen, weil die dortigen Anlässe mit Grösse, Getöse, Pomp und Gloria verbunden sind.

Ist das der Anfang vom Ende? Mancher Davoser stellt sich diese Frage. Doch man ist sich im Dorf das Hin und Her auch gewohnt. WEF-Gründer Klaus Schwab, den man geschickterweise vor Jahren zum Ehrenbürger erhoben hat, kokettiert seit Menschengedenken mit der Drohung, dem Bündner Tourismus-Hotspot den Rücken zu kehren. Einmal, vor achtzehn Jahren, hat er den Worten Taten folgen lassen, das WEF wurde nach New York verlegt. Aber schon 2003 war man wieder in Davos.

60 Millionen Franken Ausfall

Das soll auch künftig wieder so sein. Schwab schrieb am 25. September in einem Leserbrief in der *Davoser Zeitung*: «Wir freuen uns aber bereits auf unser Jahrestreffen wie gewohnt in Davos im Januar 2022.» Und man wolle die Partnerschaft für kommende Jahre sichern. Für die Davoser Tourismus- und Gewerbekreise war das Balsam auf die Seele. Das Dorf atmete auf.

Ein definitiver Wegzug des WEF würde die Gemeinde nämlich knüppelhart treffen. Eine Studie der Universität St. Gallen rechnet pro WEF mit einem Umsatz von 60 Millionen Franken in der Gemeinde. Der Wegfall dieser Gelder nur schon für ein Jahr sei «eine Katastrophe»,



Alljährlicher Goldregen: US-Präsident Trump (l.) mit WEF-Gründer Schwab.

meinte der Davoser Tourismuspräsident. Im Ort sind während des WEF 2800 Hotelzimmer im Drei- bis Fünfsterne-Bereich ausgebucht. Dazu kommen Aufträge für das lokale Gewerbe in Millionenhöhe. Bäcker, Taxifahrer, Ladenbesitzer, Beizer – alle machen während der Forumstage den Umsatz des Jahres.

Doch nicht nur Davos profitiert. In Chur sind die Hotels auch zur Hälfte mit WEF-Gästen belegt. Das Forum strahlt nicht nur auf den Kanton Graubünden, sondern auf die ganze Schweiz aus. Auch Zürich ist als (Flugplatz-)Drehscheibe wichtig. Die genannte Universität-St.-Gallen-Studie veranschlagt den schweizweiten WEF-Umsatz auf gegen 100 Millionen Franken pro Jahr.

Doch dieser alljährliche Goldregen führte auch zu Auswüchsen. Während des Forums wird der kleine Ferienort in Graubünden zum teuersten Pflaster der Welt. Wer im Hotel keinen Platz fand, musste für ein einfaches Büro im Ort auch schon 20 000 Franken pro Tag hinblättern. Die Läden an der Dorfpromenade werden regelmässig von ihren Betreibern leergeräumt und für Unsummen über Tage vermietet. Es soll Leute geben, die in Davos eine Eigentumswohnung gekauft haben, nur um sie einmal pro Jahr für zehn Tage zu einem Wucherpreis zu vermieten.

Die Gemeinde versucht regelmässig, Gegensteuer zu geben. Schon vor sechs Jahren hat sie

eine weisse Liste geschaffen, auf der Hotels mit fairen Preisen aufgeführt sind. Die Klagen über den unseligen Preiskampf, über die schwarzen Preis-Schafe und über die Trittbrettfahrer werden von der WEF-Führung regelmässig vorgebracht und waren eben auch immer wieder Anlass für die bekannten Drohungen, Davos zu verlassen. Klaus Schwab sagte mehrfach: «Wer nach Davos kommt, soll sich als Gast fühlen können und nicht als Milchkuh.» Man stört sich auch an der arroganten Art vieler Dorfbewohner. Schwab selbst wurde schon unflätig beschimpft, weil er falsch geparkt hatte.

Grosser Neustart

Diese Kritikpunkte, zusammen mit den Corona-bedingten Einschränkungen, werden das WEF definitiv verändern. «Die Party ist vorbei», sagt ein Kenner der Szene. Das WEF von 2020 mit dem zweiten Besuch von Donald Trump sei der Höhepunkt in der Forumsgeschichte gewesen, jetzt werde alles eingedampft. In diesem Januar hatten 3000 Spitzenpolitiker und Topmanager den Bündner Ferienort besucht, darunter gegen 120 Personen, deren völkerrechtlicher Schutz einen fast zehn Millionen Franken teuren Polizeieinsatz erforderte.

Andererseits ist das WEF auch auf Davos angewiesen. Es ist mit der Marke Davos so eng verbunden, dass der Anlass nicht ohne massiven Reputationsschaden irgendwohin verlegt werden kann. «WEF Bürgenstock» – könnte sich jemand diesen Claim vorstellen?

WEF-Managing-Director Alois Zwinggi sagt: Generell solle das WEF in Davos kleiner werden. Das abgeblasene Forum 2021 wäre unter dem Motto «The Great Reset» gestanden, man wollte über die Welt mit und nach Corona reden. Nun wird das Motto für die Organisationsform des WEF gelten. Man muss deshalb davon ausgehen, dass die Organisatoren den Anlass kleiner und feiner machen wollen, mit der Hälfte Teilnehmer oder noch weniger.

Andrea Masüger war Chefredaktor der *Südschweiz* und CEO von Samedia.

Nato-Basis in Payerne – dank der SVP

Die Politik der Schweizerischen Volkspartei führt zu mehr EU in der Schweiz.



In jungen Jahren schauten Paul Rechsteiner und ich von den Fenstern des Zimmers 87 auf den Bundesplatz. Zehntausend vorab welsche Bauern waren aufmarschiert. Ohne jede Bewilligung. Als sie uns entdeckten, schossen sie mit Feuerwerkskörpern nach uns. Etwas ungenau. Kurz darauf versuchten die ruralen Rebellen mit einem jurassischen Rammbock die hölzerne Eingangstür des Bundeshauses zu knacken. Die massive Holztür splitterte, aber hielt stand. Die Medien verschwiegen oder verniedlichten den Protest. Niemand wurde angeklagt, niemand musste Schadenersatz leisten. Gut so, denn etwas Tamtam und Randal gehören zu einer lebendigen Politik.

Im Gegensatz dazu ist unsere Klimajugend hochanständig und kreuzbrav. Ich habe in meinem Leben gefühlt hundert Parkbussen eingefangen. Die wurden im Laufe der Jahre auch nicht billiger. Die Berner Polizei verlangt von

Jede Initiative der Juso macht zurzeit mehr Stimmen als jene der SVP.

jedem Demonstranten, den sie abschleppen mussten, 200 Franken Parkbusse. Auch keine schlechte Hausnummer. Innert zwei Tagen hatte sich – dank einer vernünftigen und deshalb erfolgreichen Berner Stadtregierung – die Besetzung des Bundesplatzes in Luft aufgelöst. Die Schweiz des Augenmasses existiert und funktioniert.

Trotzdem flippen die «huere» Herren der SVP aus. Glarner, Büchi und Co. verloren die Ner-

ven. Das Anale ersetzte das Politische. Und ausgerechnet Roger Köppel machte in der «Arena» auf Moraltante.

Die Nervosität war verständlich. Die Kündigungsinitiative bekam in den letzten Wochen keine Luft unter die Flügel. An der Urne wurde die einst von Herrliberg durchfinanzierte SVP abgewatscht. Jede Initiative der Juso macht zurzeit mehr Stimmen als jene der SVP. Ein Zeitalter neigt sich dem Ende zu, weil die Schweizerinnen und Schweizer, wenn es darauf ankommt, vorsichtig und besonnen sind. Zu oft auch zum Leidwesen der Linken.

Immer mehr deutsche Journalistinnen und Journalisten arbeiten auf unseren Redaktionen. Neu werden in der Schweiz deshalb keine Ohrfeigen mehr verteilt, sondern Klatschen.

Klatsche 1: Die grosse Mehrheit des Volkes ist für zwei Wochen Papi-Urlaub. Corona hat den Trend zu mehr Rückzug und Familienbindung verstärkt.

Klatsche 2: Das neue Jagdgesetz scheiterte an der Walliser Regierung und ihrer Jagdabteilung. Schon heute werden mit Duldung und klandestiner Unterstützung meines Heimatkantons Wölfe und Luchse ungestraft abgeknallt. Die Tierfreunde haben diese Steilvorlage aufgenommen und gepunktet. Obwohl das keinem Wolf oder Luchs in meiner Heimat das Leben retten wird. Denn die Macht über Tierli-Leben und Tierli-Tod kommt – wie schon Mao wusste – aus den Gewehrläufen.

Klatsche 3: Die Bürgerlichen wollten Steuererleichterungen für die Reichen und Superreichen unter dem Titel «Entlastung der Fami-

lien» unter dem Radar hindurchschmuggeln. Resultat: kläglich gescheitert.

Mega-Klatsche 4: Das System der flankierenden Massnahmen hat sich bewährt. Das Paradoxon: Je mehr die fremdenfeindliche SVP Druck macht, desto mehr sozialen Fortschritt können die Gewerkschaften den Unternehmen abringen. Und desto erfolgreicher kämpfen sie gemeinsam gegen die SVP. Der Kollateralnutzen der SVP-Politik fällt links an. Das Ganze wird sich beim Rahmenabkommen mit der EU wiederholen: danke schön – bitte schön – schön blöd.

Mega-Blödsinn 1: Auch die arschknappe Mehrheit des Volkes kann sich irren. Jetzt hat Viola Amherd dank der SVP sechs Milliarden Franken im Handtäschli und muss amerikanische Schönwetter-Bomber kaufen. Sonst wird Trump Strafzölle auf Schweizer Pharmaprodukte erheben. Für Niklaus Ramseyer von Infosperber.ch wird in Payerne faktisch eine neue Nato-Basis mit von uns bezahlten F-35-Fliegern entstehen.

Die SP sitzt bei dem für sie heute wichtigsten Thema – der Klimafrage – in der Simonetta-Sommaruga-und-Roger-Nordmann-Winterloch-Falle. Die SVP wegen der Herrliberger und ihrer Trabanten in der EU-Falle. Wer schneller die Fesseln der Vergangenheit sprengt, wird Terrain gewinnen. Zuzutrauen ist dies weder der SP noch der SVP.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Was die Deutschen besser machen

Die Wiedervereinigung ist ein historischer Erfolg. Auch sonst meistern die Deutschen jede Herausforderung. Es ist Zeit, ein paar Vorurteile zu überdenken.

John Kampfner

Dreissig Jahre nach der Wiedervereinigung scheint die Welt noch immer nicht zu wissen, was sie von Deutschland will. Wenn es wirtschaftliche Probleme hat, wie in der Mitte der 1980er und 1990er, wird es als «kranker Mann Europas» abgetan, als überreguliert und unflexibel. Wenn die Deutschland AG auf globale Märkte drängt, finden wir sie anmassend und gierig. Wir wollen nicht, dass Deutschland sich überall einmischt, aber natürlich soll es Verantwortung übernehmen.

Ich überlege, ob sich das vielleicht gerade ändert. Das hat natürlich mit Corona zu tun. In vielen Ländern, nicht zuletzt in meinem eigenen Land, Grossbritannien, wird in Interviews mit Ministern fast immer die Frage gestellt: «Warum können wir es nicht wie die Deutschen machen?»

Masstab für ein Land (auch eine Institution oder Einzelperson) ist nicht, mit welchen Schwierigkeiten es dieses zu tun hat, sondern, wie es mit ihnen umgeht. In dieser Hinsicht kann man das heutige Deutschland nur beneiden. Es lässt eine Reife erkennen, die man anderswo nicht oft findet.

Siebzehn Millionen arme Nachbarn

Das Nachkriegsdeutschland ist schon lange bekannt für politische Stabilität und wirtschaftliche Stärke. Weniger bekannt ist, dass hier grosser Wert auf sozialen Zusammenhalt gelegt wird. So hat man zahlreiche Herausforderungen bewältigen können – Wiedervereinigung, Finanzcrash, Flüchtlingskrise 2015 und nun Corona.

Als ich 2018 mit der Arbeit an meinem Buch «Warum es die Deutschen besser machen» begann, verstand ich den Titel als bewusste Provokation. Manche Leser stören sich noch immer an dem, was da mitschwingt.

Zu meiner Überraschung hat das Buch einen Nerv getroffen. Man will wissen, was in Deutschland so gut funktioniert und was nicht. Jeder meiner Gesprächspartner – namhafte Politiker und Unternehmer, Künstler, Freiwillige, die sich in der Flüchtlingshilfe engagiert haben, alte Freunde und Zufallsbekanntschaften – schreckte zurück bei der Vorstellung, die Welt könne etwas von ihnen lernen.



Impulskontrolle: Kanzlerin Merkel.

Die Deutschen sprechen lieber über das, was nicht klappt. Vieles bereitet ihnen Sorge. Sie sehen eine Welt, in der die Demokratie von Populisten und Autokraten verhöhnt wird, sie sehen überall Rechtsextreme. Sie sehen, wie andere auch, mit eigenen Augen den Klimanotstand.

Die Ereignisse von 1989/90 sind für viele Deutsche nach wie vor kein Anlass zu Freude. Die Wende verlief natürlich nicht reibungslos – die Kaltschnäuzigkeit der Privatisierungsanstalt Treuhand, die Arroganz der Westdeutschen,

die es ablehnten, auch nur ein paar Errungenschaften der DDR (etwa Frauenrechte) zu übernehmen. Trotzdem wüsste ich gern, welche andere Nation siebzehn Millionen arme Nachbarn so selbstverständlich aufgenommen hätte.

Ultimative Krisenkanzlerin

Der Aufbau Ost wurde mit dem Solidaritätszuschlag finanziert, der jetzt erst stufenweise ausläuft. Die Deutschen haben den «Soli» ohne grosses Murren gezahlt. Spätestens 2030

soll sich das Pro-Kopf-Bruttoinlandprodukt angeglichen haben.

Gute Regierungsführung, hochqualifizierte Facharbeiter, solide öffentliche Finanzen, regionale Stärken, soziale Solidarität – und zuletzt auch Mitgefühl: Die Deutschen haben der Welt gezeigt, wie diese Eigenschaften bei der Bewältigung der Krisen helfen, von denen Covid-19 nur die jüngste ist.

In Angela Merkel haben sie die ultimative Krisenkanzlerin. Sie war der Herausforderung durch Corona gewachsen. Sie erklärte den Bürgern, was sie, ihre Minister und die Wissenschaftler wussten und was nicht. Nie ein falscher Ton. Dass Deutschland so gut mit dieser Krise fertig wird, hat auch mit Merkels Führungsstil zu tun. Aber es ist mehr. Es geht um die Rolle von Staat und Gesellschaft, um soziales Vertrauen.

Eine ganze Generation von Deutschen kennt nur «Mutti» im Kanzleramt. Sie verkörpert die tiefe Sehnsucht der Deutschen nach Stabilität. In der ganzen Zeit hat sie kaum von sich gesprochen. Selbst als sie 2015 von *Time* zur «Persönlichkeit des Jahres» gekürt wurde, wollte sie keine Interviews geben. Sie redet nicht gern über ihr Frauenbild oder ihre Herkunft.

Diese Zurückhaltung ist charakteristisch für sie. Ein ehemaliger Mitarbeiter erzählte mir, dass Merkel selten starke Emotionen zeige – nicht weil sie kalt sei, sondern weil sie so erzogen worden sei. «Sie wurde in der DDR sozialisiert. Sie wusste, dass Menschen ihre Freunde verraten. Sie ist selten enttäuscht, weil sie wenig erwartet.»

Merkel hat, laut einem Biografen, im Umgang mit ausländischen Politikern ihre Gefühle total im Griff. Selbst gegenüber ihr un-

Was ist aus der Weltordnung geworden, die so täuschend sicher erschien?

sympathischen Männern, wie etwa Wladimir Putin und Donald Trump, zeigt sie kaum Gefühle, aber sie versteht es durchaus, ihr Missvergnügen später zu kommunizieren.

Beruhigung einer verunsicherten Nation

Während Regierungen auf der ganzen Welt über die Transformation von Wirtschaft und Gesellschaft, über die Neugestaltung von Bildung, Umwelt und urbanen Räumen nachdenken – könnte es sein, dass die Deutschen schon da sind?

Deutschland verfolgte einen Mix aus Wirtschaftswachstum und sozialer Inklusion, lange bevor das in der angelsächsischen Welt angesagt war. Deutschland schuf Wohlstand, ohne auf ungezügelt Kapitalismus zu setzen. Man erkannte lange vor anderen, dass Nationen nicht erfolgreich sein können, wenn regionale Disparitäten bestehen.

Langsam, aber sicher – das ist das leitende Prinzip im öffentlichen Leben. Wo immer

möglich: Konsens schaffen. Seriosität zählt bei Politikern mehr als rhetorische Brillanz. Alles, was in der Politik und im öffentlichen Leben geschieht, soll berechenbar sein.

Das hat Nachteile. Deutschland ist nicht innovationsfreundlich. Die Breitbandversorgung ist vielerorts katastrophal (daher auch das grosse Interesse an Huawei's 5G). Vom bargeldlosen Bezahlen zur E-Verwaltung – in Sachen Digitalisierung hinkt das Land hinterher. Man setzt noch immer auf den fürsorglichen Arbeitgeber. Unternehmerischer Wagemut hat es schwer.

Das Verhältnis zwischen der Bundesregierung und den Ländern ist manchmal kompliziert, meist aber ausgesprochen vorteilhaft (wie zuletzt in der Corona-Krise). Das föderale System ist streng geregelt. Einer der zahlreichen Vorteile bei Ausbruch der Pandemie war, dass sich die Länder in Absprache mit der Bundesregierung um die Beschaffung medizinischer Geräte kümmern und für Notfälle planen konnten.

Die Konsenspolitik, charakteristisch für das Nachkriegsdeutschland, ermöglichte es der Bundesregierung, eng mit diversen Experten zusammenzuarbeiten. Im Zentrum stand das vom Gesundheitsministerium finanzierte, aber unabhängige Robert-Koch-Institut, das mit seinen täglichen Pressekonferenzen, stets akkurat und sachlich, zur Beruhigung einer verunsicherten Nation beitrug.

«Ihr gehört nicht mehr zur Familie»

An ein anderes Ereignis wurde vor einigen Wochen mit ebenso gemischten Gefühlen erinnert wie an die Wiedervereinigung. 2015 liess man eine Million Hilfsbedürftiger ins Land. In den ersten Monaten engagierte sich gut die Hälfte der über Sechzehnjährigen in der Flüchtlingshilfe.

Der Zustrom war Wasser auf die Mühlen der rechtsextremen AfD mit ihrer Politik von Angst, Rassismus und Populismus. Aber wie die Kanzlerin erklärte: Was sollte sie als Deutsche tun? Lager errichten?

Merkels Zeit neigt sich dem Ende zu. Deutschland wird sich an eine neue Führungsfigur gewöhnen müssen. Es geht aber nicht nur um das politische Personal. Alle spüren, dass alte Sicherheiten wegbrechen. Was ist weltweit aus dem Rechtsstaat geworden? Was ist aus den Menschenrechten geworden? Was ist aus der Weltordnung geworden, die so täuschend sicher erschien?

Heutzutage, da grosse Teile der Welt autoritären Führern gehorchen und die Demokratie geschwächt wird von einem unbeherrschten amerikanischen Präsidenten, einem mächtigen China und einem rachsüchtigen Russland, ist Deutschland ein Bollwerk von Anstand und Stabilität.

Die Ironie ist, dass ausgerechnet Grossbritannien derjenige Partner in Europa ist,

dem sich Deutschland besonders verbunden fühlt. Der Kummer, den der Austritt der Briten aus der EU verursacht hat, ist echt, aber man ist schon längst weiter.

Bei einem britisch-deutschen Abendessen 2019 äusserte die damalige Justizministerin Katarina Barley diese schmerzhaft Prognose:

Heutzutage ist Deutschland ein Bollwerk von Anstand und Stabilität.

«Selbst wenn wir künftig mit euch einig sind, werden wir immer eher distanziert sein, denn zuerst kommt die Familie – und ihr gehört nicht mehr zur Familie.»

Moralischer und politischer Leuchtturm

Den Deutschen ist klar, dass der Wiederaufbau nach dem Krieg inklusive Rehabilitierung auf dem Europa-Gedanken gründet, der Kompromisse punkto Souveränität notwendig macht. Deutschland braucht die EU, aber es braucht mehr als das. Es braucht jemanden, der die liberale Demokratie verteidigt, da Amerika nicht mehr zur Verfügung steht.

Die Aussicht einer zweiten Amtszeit Trump erfüllt deutsche Politiker mit Schrecken. Trump hat für Merkel und Deutschland eine besondere Verachtung, die auf Neid wegen Merkels Impulskontrolle und ihrer betonten Gelassenheit angesichts seiner ausgeprägten Vulgarität gründet.

Thomas Bagger, aussenpolitischer Berater von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier, meint: «Die Herausforderung Trump betrifft viel mehr als nur politische Meinungsverschiedenheiten. Mit seinem Vorgehen zieht er der deutschen Aussenpolitik den Teppich unter den Füßen weg. Deutschland ist verunsichert.» Und sagt dann etwas Bemerkenswertes: «Unser Problem ist, dass wir von jedem erwarten, dass er genauso seine Lektionen lernt wie wir.»

Wenn es hart auf hart kommt, greift das moderne Deutschland nicht auf billige Rhetorik zurück. Es gibt keine Vergangenheit, auf die man sich stützen könnte. Deshalb ist es den Deutschen so wichtig, Prozesse zu verstehen, alles richtig zu machen, nicht oberflächlich zu sein.

All jenen, die sich an eine ältere Vergangenheit erinnern, fällt es schwer, Deutschland als moralischen und politischen Leuchtturm zu akzeptieren. Deutschland kann nicht allein handeln. Aber dreissig Jahre nach jenen denkwürdigen Ereignissen, die den weltweiten Sieg der Demokratie zu signalisieren schienen, braucht die westliche Welt Deutschland mehr, als die Deutschen es zugeben wollen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

John Kampfner: «Why the Germans Do It Better. Notes from a Grown-Up Country»; Atlantic Books; 320 S.

Die Kunst, erfolgreich und beliebt zu sein

Seit fünfzig Jahren macht Paul Smith klassische Mode mit einem bestimmten Dreh. Weltweit lieben Menschen seine Kreationen. Und man mag auch den Mann hinter der Marke.

Mark van Huissingling

Nice guys finish last, nette Kerle landen auf dem letzten Platz, sagt man. Falls die amerikanische Redensart zutrifft, wäre der britische Designer und Unternehmer die Ausnahme von der Regel. «Paul Smith: Der beliebteste Mann der Modebranche» war die Überschrift einer Würdigung, die unlängst in der *Financial Times* erschien und für die Mister Smiths coole Freunde wohlmeinendst über den Briten urteilten.

Die Leute seien nicht gespalten, wenn es um Paul gehe, «sie lieben ihn», sagt etwa Jony Ive, der ehemalige Design-Chef von Apple. Oder Schauspieler Bill Nighy: «Paul ist witzig und klug, ich bin stolz drauf, dass man mich mit ihm verwechselt.» Und Led-Zeppelin-Gitarrist Jimmy Page liess sich so wiedergeben: «Pauls Kunden reden voller Zuneigung und Respekt über ihn sowie über seine Arbeit – so geht's uns allen.»

«Ich wünsche Ihnen ein gutes Leben»

Als Journalist neigt man bei zu viel Einigkeit zu Zweifeln. In diesem Fall stimme ich in die Lobreden ein. Ich habe ihn einmal getroffen, kurz vor Weihnachten, in einem kleinen Zimmer über den schicken Verkaufsräumen seines Ladens in Notting Hill in London. Wir überliessen das Zimmer dann seinen Mitarbeitern und führten unser Gespräch auf dem Sofa davor fort. Als ich ihn bat, ein Schmuckstück, das ich im Geschäft für meine damalige Frau gekauft hatte, zu signieren, fand er eine Karte, zeichnete etwas Hübsches und schrieb: «Ich wünsche Ihnen ein gutes Leben.»

Sir Paul Brierley Smith – er wurde von Königin Elisabeth II. für seine Verdienste zum Ritter geschlagen, legt aber wenig Wert auf Förmlichkeit, «Call me Paul» –, 74, begann 1970 in Nottingham in einem Drei-Quadratmeter-Laden mit Namen «Paul Smith Vêtements Pour Homme» von ihm selbst sowie anderen Designern entworfene Männermode anzubieten.

Fünfzig Jahre später erzielt das Unternehmen, das ihm immer noch mehrheitlich gehört, 253 Millionen Franken Umsatz (Geschäftsjahr 2019, plus 9 Prozent gegenüber Vorjahr) mit dem Verkauf von Männer-, Frauen-



Aussen alltagstauglich, innen funky: Designer Smith.

sowie Kinderkleidern und Accessoires (Düfte, Brillen et cetera; hergestellt von zurzeit acht Lizenzpartnern) in 166 eigenen Geschäften plus weiteren Läden auf der ganzen Welt. Das Vermögen von Paul und Pauline Smith, seiner Frau seit dem Jahr 2000, davor 31 Jahre lang seine Freundin, wird auf rund 350 Millionen geschätzt, das Paar ist kinderlos.

Es ist angebracht, in einer Würdigung von Paul Smiths Werk grosszügig mit dem Begriff «Stil» und sparsam mit «Mode» umzugehen. Natürlich sind seine Entwürfe modisch. Doch PS-Träger beziehungsweise -Trägerinnen sind selten Fashionistas oder *fashion victims*, wie man Menschen, die zu modisch daherkommen, nennt. Paul Smiths Zielgruppe sind Leute, die Wert auf zeitgemässe Kleidung legen, aber ihren eigenen Stil gefunden haben und pflegen.

Enthüllung: Ich besitze einige Teile von ihm, an ein Jackett aus schwarzem Samt erinnere ich mich wehmütig. Ganz warm wurde ich allerdings nie mit der Marke, die meisten Stücke sassen mir nicht recht, man ist mit Vorteil etwas weniger lang als ich, ein bisschen kompakter gebaut. Oder man lässt bei Mr. Smith auf Mass

arbeiten. Alternativ entscheidet man sich für ein Ergebnis der vielen Zusammenarbeiten, die er einging – es gibt Möbelstücke, Schreibwaren oder Kameras, die er mitgestaltete.

Selbst beschreibt er seine Design-Leitidee als «classic with a twist» oder: klassisch mit einem bestimmten Dreh. Was genau dieser Dreh ist, ist so schwierig zu erklären, wie was das gewisse «Es» des It-Girls (oder -Boys) ausmacht. Was man nicht erklären kann, soll man beschreiben: Jacketts von Paul Smith sind aussen alltagstauglich und innen funky oder flamboyant, Schurwolle in klassischem Dunkelblau oder grauer Flanell treffen auf Innenfutter in Neonfarben oder das PS-Streifenmuster et cetera.

Plaudern mit Kunden

In jungen Jahren wollte er Radrennprofi werden, doch ein Unfall setzte diesem Plan ein Ende. Er fand eine andere Branche, in der er an die Spitze aufsteigen konnte. Wenn man möchte, könnte man sagen, der kommerzielle Erfolg seines Unternehmens sei ihm so wichtig gewesen wie der kreative. Smith würde es sportlich nehmen. Und vielleicht darauf hinweisen, dass die meisten Marken, die zur modischen Avantgarde gezählt werden, Geld verlieren oder sich nur mittels Accessoires und Lizenzvergaben im Geschäft halten.

In Japan, hört und liest man, sei das Ansehen der Marke Paul Smith und des Mannes dahinter sogar noch höher als in Grossbritannien. Er werde dort als einer der wichtigsten Modedesigner der Zeit verehrt; Japan war in den 1980er Jahren der erste ausländische Markt, den er bearbeitete.

Seit damals steht er im Austausch mit Rei Kawakubo, der unzugänglich wirkenden Kreativchefin von Comme des Garçons, die in ihrer Heimat als Modegenie angesehen wird. Die Kollegin habe ihn einmal gefragt, erzählte er mir, ob es wahr sei, dass er samstags in seine Läden gehe, wo Mitarbeiter sowie Kunden ihn ansprechen dürften. «Natürlich, das ist etwas, was ich am liebsten tue», habe er geantwortet. Er ist schliesslich nicht bloss der talentierte, sondern auch der nette Mr. Smith.

Atomkraftwerke statt Windmühlen

Die Niederlande stehen vor einer spektakulären Wende ihrer Energiepolitik: Man will künftig vermehrt auf Kernenergie setzen.

Christian Huber

Wer hätte das gedacht? Ausgerechnet in den Niederlanden, dem Land der Windmühlen, sollen Windräder keine bevorzugten Lieferanten sogenannter erneuerbarer Energien mehr sein. «Ich bin nicht gegen Windmühlen», erklärte kürzlich Klaas Dijkhoff, der Fraktionspräsident der liberalen Volkspartei für Freiheit und Demokratie (VVD). «Aber da gibt es schon eine Grenze.»

In der Tat regt sich zunehmend Widerstand gegen die Verschandelung bisher unberührter Polderlandschaften durch riesige Windturbinen und auch Solarzellenanlagen. Dijkhoff erklärte: «Wer nichts von Kernenergie wissen will, der wird das ganze Land mit Windturbinen überziehen, bis die Grenze, wo es nicht mehr schön ist, erreicht ist. Und dann ist der Energiebedarf noch immer nicht gedeckt.» Mehr noch: «Windturbinen kann man nicht recyceln. Sie werden vergraben.»

Er habe auch nichts gegen Solarzellen, so Dijkhoff. Aber ein Kernkraftwerk habe eine Laufzeit von 45 Jahren, und am Ende dieser Laufzeit bleibe ein Container mit Uranabfall. Die Niederlande bräuchten 16 Millionen Solarzellen, um so viel Energie wie Borssele (das letzte noch in Betrieb befindliche AKW in den Niederlanden) zu produzieren. Ihre Lebensdauer sei kürzer. «Wir brauchen also in diesen 45 Jahren 32 Millionen Solarzellen. Einen Teil können wir vielleicht recyceln, einen Teil nicht – es gibt keine Energie ohne Abfall.»

Billigste Energie

Dijkhoff, ein Parteifreund von Ministerpräsident Mark Rutte, ist damit nicht allein. Auch sein Kollege Pieter Heerma vom Christlich-Demokratischen Appell (CDA) spricht sich für ein Umdenken in der Energiepolitik aus. VVD und CDA stellen zehn Minister im sechzehnköpfigen Kabinett. Das Wort der beiden Fraktionspräsidenten hat daher Gewicht. In der Zweiten Kammer zeichnet sich denn auch bereits eine Mehrheit ab, welche die AKW-Pläne der beiden Fraktionspräsidenten unterstützt.

Die Energieversorgung war in den Niederlanden während vieler Jahre kein Problem.

Mit eigenem Erdöl und Erdgas aus der Nordsee, Solaranlagen, zahlreichen Windturbinen-Pärken und den thermischen Kraftwerken (Steinkohle, Biomasse und Erdgas) spielte Kernenergie eine untergeordnete Rolle in der niederländischen Energieversorgung. Im Gefolge von Tschernobyl und Fukushima wurde zudem eines der beiden niederländischen Kernkraftwerke stillgelegt, das zweite AKW ist immer noch in Betrieb. Die dort produzierte Energie ist mit 3 Cent pro Kilowattstunde die billigste Energie in den Niederlanden.

In den Niederlanden hat sich die Erkenntnis breitgemacht, dass das Klimaziel von null CO₂ bis 2050 nicht erreicht werden kann,

Technisch gesehen, kann ein AKW der neusten Generation in acht Jahren in Betrieb genommen werden.

wenn Kohle, Biomasse und Erdöl als Energielieferanten wegfallen. Wenn die Sonne nicht scheint und der Wind nicht bläst, wird es keine Alternative zur Kernkraft geben. Von russischem Erdgas als Übergangslösung wollen weder Dijkhoff noch Heerma abhängig sein.

Kernenergie war seit Tschernobyl und Fukushima in den Niederlanden ein Tabu. Aber Reaktoren wie derjenige von Tschernobyl werden schon lange nicht mehr gebaut, und die Katastrophe von Fukushima forderte einen

einigen Strahlentoten, und selbst darüber besteht keine Einigkeit. Heute baut Westinghouse Kernkraftwerke der neusten Generation, die nicht mehr überhitzen können.

Pieter Heerma glaubt, dass der Bau neuer Kernkraftwerke in Europa zunehmend Unterstützung findet. Der Zeitung *De Telegraaf* sagte er: «Diesen Sommer fragte ich viele Experten, ob wir die Klimaziele ohne Kernenergie überhaupt erreichen können. Eigentlich waren sie sich alle einig, dass wir das nur mit Sonne und Wind nicht schaffen. Je länger wir als Niederlande warten, desto weiter hinten werden wir dann in der Reihe bei einem Trend stehen, der doch kommt.»

Grüne bevorzugen Erdgas

Technisch gesehen, kann ein AKW der neusten Generation in maximal acht Jahren gebaut und in Betrieb genommen werden. Verzögerungen ergeben sich höchstens durch das Genehmigungsprozedere. Der Ökologe Marco Visscher, Autor eines einschlägigen Buchs («Der Energiewandel: In eine fossilfreie Zukunft, aber wie?»), meint im Hinblick auf die Bewilligungserteilung: «Wir dürfen davon ausgehen, dass Gruppen von Aktivisten schon bereitstehen, um dieses Prozedere zu verhindern.» Paradox sei, dass dies oft dieselben Aktivisten seien, die bei Klimaprotesten zuvorderst laufen würden. «Da stellt sich doch die Frage, ob sie den Klimawandel wirklich als so dringendes Problem betrachten, wie sie selbst sagen.»

Grün-Links kann diesen Plänen naturgemäss nicht viel abgewinnen. Parteipräsident Jesse Klaver will, um Stromknappheiten zu vermeiden, mit Windturbinen produzierten Wasserstoff lagern. «In der Zwischenzeit kommen wir um die Abhängigkeit von Gas nicht herum», so Klaver. Das sei wenigstens ehrlich, findet Dijkhoff. Damit gebe der Parteipräsident von Grün-Links nämlich zu, dass ihm CO₂-Ausstoss lieber sei als Kernenergie.



„Bleibt der Hahn mal auf der Strecke, kommt der Notarzt um die Ecke...“

Christian Huber, ehemaliger Zürcher Regierungsrat (SVP), lebt in der Schweiz und in den Niederlanden.

Unternehmerin im Gender-Geschäft

Patrizia Laeri ist die attraktivste Vorzeigefrau der Frauenbewegung. Nun legt sich die TV-Moderatorin mit der Nationalbank an – wenig erfolgreich.

Kurt W. Zimmermann

Die Firma Laeri GmbH im zürcherischen Männedorf, so steht es im Handelsregister, «erbringt Dienstleistungen und Produkte in den Bereichen Kommunikation, Kunst und Kultur».

Die Firma, das kann man mit Sicherheit voraussetzen, steht vor einer glänzenden Zukunft. Denn sie ist tätig in einem gewaltigen Wachstumsmarkt. Der gewaltige Wachstumsmarkt ist die Genderfrage, im Speziellen die Unterdrückung, Diskriminierung, Benachteiligung und Belästigung der Frau.

Geschäftsführerin der GmbH in Männedorf ist die TV-Journalistin Patrizia Laeri. Sie ist der landesweit wohl bekannteste Kopf im Kampf gegen die Unterdrückung, Diskriminierung, Benachteiligung und Belästigung der Frau.

«Die letzte Bastion»

Unternehmerin Laeri, 43, hat nun genug Zeit für ihre Firma, über die sie sich künftig als Moderatorin, TV-Produzentin und Journalistin vermarkten kann. Mitte August verlor sie ihren Job als Chefredaktorin des TV-Spartenkanals CNN Money, nachdem der Sender in Konkurs gegangen war. Laeri hatte ihren Job nur sieben Wochen vorher angetreten.

Zwölf Jahre lang war Laeri zuvor als Präsentatorin der Wirtschaftsformate «SRF Börse» und «Eco» eine der Vorzeigefrauen des Schweizer Fernsehens. Sie war auch darum eine Vorzeigefrau, weil sie enorm gut aussieht – aber auf diesen männerspezifischen Special Effect kommen wir noch.

Zuerst aber kommen wir zur Nationalbank. In den letzten Wochen lancierte Laeri einen Frontalangriff auf die Schweizerische Nationalbank (SNB) und ihren Chef Thomas Jordan. Der Angriff bediente sich der effizientesten Waffe, die es bei den Gender-Grabenkämpfen derzeit gibt: Sexismus.

Anfang September startete Laeri die Attacke im *Blick*, wo sie alle zwei Wochen eine Kolumne schreibt. «Hat die SNB ein Problem mit Frauen?», lautete der Titel. Laeri beklagte, dass im nationalen Finanzinstitut 81 Prozent der Führungspositionen von Männern besetzt seien,



«Ich habe hier eine Lawine losgetreten»: Ökonomin Laeri.

Männern, die zudem das dringende Gebot der Diversity lächerlich fänden.

Dann, sagt sie, meldeten sich zuhauf derzeitige und ehemalige Mitarbeiterinnen der Nationalbank, die, anonym natürlich, über die Machokultur im Hause auspacken wollten. Laeri verdichtete die Gespräche dann gemeinsam mit einem zweiten Journalisten in einem Artikel für das Onlinemagazin *Republik*. Überschrift: «Die letzte Bastion». Untertitel: «Über ein Dutzend

Frauen berichten von Lohndiskriminierung, Mobbing und Sexismus». Es handle sich um «die Recherche unseres Lebens», trompetete sie reichlich pathetisch hinaus.

Auch ihre Hauszeitung *Blick* schnappte natürlich nach: «Neue Enthüllungen: Sexismus und Mobbing-Vorwürfe an die SNB», titelte das Blatt. Bei journalistischem Licht betrachtet, war die Story dann allerdings reichlich dünn. Keine der Tageszeitungen, von *NZZ* bis *Tages-Anzeiger*,

nahm denn Laeris Thesen auf. Auch die früheren Kollegen von Schweizer Radio und Fernsehen ignorierten ihren Plot.

Der Plot war tatsächlich wenig griffig. Da gab es etwa die Episode, dass eine Frau beim Einstellungsgespräch nach ihrem früheren Lohn befragt wurde – na ja, aber aus Gendersicht ist das unzulässig. Dann gab es den Vorfall, dass eine Frau gefragt wurde, ob sie Kinder habe und wie alt die wären – na ja, aber aus Gendersicht ist das verboten.

Sehr steile These

Der einzige Beleg für Sexismus brachte eine SNB-Mitarbeiterin vor, deren Vorgesetzter eine Anspielung auf ihre Fortpflanzungsorgane machte. Nun, ein paar solcher Deppen gibt es in jedem grösseren Unternehmen. Dass Sexismus «System» habe, wie Laeri der Bank unterstellt, ist darum eine sehr steile These. Nationalbank-Chef Thomas Jordan hatte es denn ziemlich leicht, Gegensteuer zu geben. «Ich glaube nicht, dass wir ein systemisches Problem haben», sagte er, und «Einzelfälle» würden aufgearbeitet wie in jedem andern Unternehmen auch.

Nach der Breitseite in *Blick* und *Republik*, so Laeri, hätten sich weitere Frauen aus der SNB gemeldet. «Ich habe hier eine Lawine losgetreten, wie ich das noch nie erlebt habe», sagt die Journalistin. Vielleicht kommt darum bei der Story doch noch etwas mehr Fleisch an den Knochen.

Die Rekrutierung der potenziellen Sexismusopfer läuft online, wie das üblich ist heute. Deutlich besser als in Print, TV und Radio drehte Laeris SNB-Geschichte in den sozialen Medien. Dort, in den Tempeln der Empörungsbereitschaft, ist Laeri eine Heldin. Auf der Wirtschaftsplattform LinkedIn etwa erreicht sie Hunderttausende, und sie wurde zu einer der wichtigsten Influencerinnen gekürt. Auch auf Twitter, Facebook, Pinterest und Instagram folgt ihr eine beträchtlich grosse Gemeinde.

In den Social Media promotet sie vor allem die Themen, die sie auch in ihrer *Blick*-Kolumne behandelt. Hier schreibt sie gern über die ganze Brandbreite der Gender-Geografie: zu wenig Frauen an der Unternehmensspitze, Frauen als Corona-Verliererinnen, zu wenig Frauen auf Wikipedia und so fort. «Im Netz habe ich am meisten Durchschlagskraft», sagt sie, «hier mache ich mein Personal Branding.»

Personal Branding ist ein Ausdruck aus dem Marketing. Er beschreibt die Strategie, wie man sich selber zu einer Marke macht. Laeri hat kein Problem mit der Aussage, sich selber als «starke Marke» positionieren zu wollen. Im Marketing, auch in der Selbstvermarktung kennt sie sich aus, schliesslich hat sie einen Uni-Abschluss in Betriebswirtschaft, magna cum laude.

Die Betriebsökonomin schlägt im Stil bis heute durch. Laeri ist keine dieser eifernden und moralisch übersäuerten Kampffeministinnen, bei denen für die Frauen nur die unterjochte Opferrolle bleibt. Sie sieht das ökonomisch nüchtern.

Mehr Frauen in höheren Positionen führen zu einem höheren BIP.

Damit sind wir bei der interessantesten Frage rund um die Journalistin Patrizia Laeri. Ist ihr steter Einsatz für Frauenrechte ein echtes Engagement oder ein erfolgreiches Geschäftsmodell? Ist sie eine Kämpferin für die richtige Sache oder eine Karrieristin in eigener Sache?

Es ist, wie meistens im Leben, eine Mischung. Gut kann man das mit ihrem Abgang beim Schweizer Fernsehen und ihrem Wechsel zum Wirtschaftskanal CNN Money illustrieren. Im Newsroom von SRF ärgerte sie sich, ihrer Rolle getreu, schon seit langem über das geschlechtsspezifische Machtgefälle. «Die *decision makers* waren die Männer, Themen von Frauen kamen selten durch», sagt sie im Rückblick.

Es war ein wichtiger Grund, warum sie sich dann auf ein Harakiri-Projekt einliess. Sie unterschrieb als Chefredaktorin bei CNN Money, das zwei obskuren Brüdern aus Bangladesch gehörte, die in der Schweiz das Wirtschaftsfernsehen neu erfinden wollten.

Trotz solchem Risikoprofil sagte Laeri per 1. Juli zu. Nachvollziehbar. Du kannst nicht jahrelang für mehr Frauen an der Unternehmensspitze kämpfen und dann nein sagen, wenn du selber als Chefin eines TV-Kanals angefragt wirst. Als eine der ersten Amtshandlungen setzte sie ein neues TV-Format auf, eine Wirtschaftssendung für Frauen. Sechs Episoden waren geplant, wurden aber nie ausgestrahlt. Hier schlug das Engagement von Laeri für Frauenthemen durch.

«Gazelle unter Bullen»

Nach dem Konkurs von CNN Money schlug wiederum ihr Talent für Business durch. Sie machte sich auf die Suche nach Geldgebern und wurde fündig. Die sechs Episoden ihrer Wirtschaftssendung für Frauen werden nun produziert und auf einem anderen Schweizer TV-Kanal ausgestrahlt. Auf welchem, will sie noch nicht sagen.

Und damit wären wir endlich bei der Frage aus Männersicht. Laeri, diese «Gazelle unter Bullen», wie der *Tages-Anzeiger* schrieb, ist sie auch darum zur Starfigur in TV und sozialen Medien geworden, weil sie «die schönste Frau des Schweizer Fernsehens» ist, wie der *Blick* schrieb? «Nein», sagt Laeri, «im Gegenteil.» Immer wieder habe sie am Anfang ihrer Karriere von den lieben Kollegen denselben Satz gehört. «Unmöglich, diese Barbie kann man nicht vor die Kamera lassen.»

Das änderte sich erst, als die damalige Präsentatorin von «SRF Börse» schwanger wurde. Man fand keinen Ersatz, der viel von Wirtschaft verstand, und musste darum auf die Ökonomin Laeri zurückgreifen. Schon nach wenigen Sendungen wusste die *Schweizer Illustrierte*: «Dieses Gesicht müssen Sie sich merken.»

Eine Frau macht darum Karriere, weil eine andere Frau schwanger wird. Auch das gibt es in unserer diskriminierenden Männerwelt.

MÖRGELI

Verluderung der Demokratie

In der Demokratie gilt: Die Mehrheit hat nicht immer recht. Selbst Friedrich Schiller, der Dichter der Freiheit, beklagte sich, dass gelegentlich «die Mehrheit siegt und Unverstand entscheidet». Für die Demokratie gilt aber auch – und erst recht: Der Wille der Mehrheit gilt. Denn in der Demokratie herrscht die Diktatur der Mehrzahl. Selbst eine einzige Stimme über dem absoluten Mehr entscheidet über das Ergebnis. Darum ist in der Demokratie jeder einzelne Stimmbürger, jede Stimmberechtigte entscheidend. Oder eben im wahrsten Sinne des Wortes souverän.

So war es wenigstens bis vor kurzem. Irgendwann begannen die Politiker, auf die Stimme des Souveräns zu pfeifen. Sogar auf die Mehrheit dieser Stimmen. Trotz dem Ja gegen die Masseneinwanderung mit dem knappen Mehr von 50,3 Prozent (bei einer weniger knappen Mehrheit von 17 von 26 Ständen) wurde der Verfassungsartikel nicht umgesetzt. Und jetzt, bei der knappen Mehrheit von 50,14 Prozent (bei einer weniger knappen Mehrheit von 18 von 26 Ständen) zugunsten der Beschaffung neuer Kampfjets, wollen die Verlierer das Resultat wieder nicht anerkennen.

Rot-grüne Politiker fordern rotzfrech, dass die Kampfjets deutlich billiger sein müssten als die soeben mehrheitlich bewilligten sechs Milliarden Franken. Selbst CVP-Präsident Gerhard Pfister verneigt sich vor den linken Verlierern und schwafelt im *Blick* von «fünfeinhalb Milliarden». Er verwechselt die Demokratie mit dem Zuger Stierenmarkt. Es gibt nichts zu feilschen und nichts zu schachern.

Nach der Logik von Wackel-Pfister könnte die SVP fordern: «Weil 38 Prozent der Begrenzungsinitiative zugestimmt haben, ist die Masseneinwanderung aus der EU per sofort um 38 Prozent zu reduzieren.»

«Der geplante Kauf neuer Kampfjets ist ein Blankoscheck in der Höhe von 6 Milliarden Franken», hat das linke Referendumskomitee im Abstimmungsbüchlein gewarnt. Wohlan. Die Demokratie hat jetzt genau diesen Blankoscheck ausgestellt. Und keinen für Billiger- und Billigpolitiker. Das sind keine Volksvertreter, sondern Volkszertreter. Für sie darf das Volk zwar die Hände im Spiel haben. Doch das Spiel wollen sie selber in der Hand behalten.

Christoph Mörgeli

«Nicht allzu besorgt»

Schwedens Chefepidemiologe Anders Tegnell warnt im Gespräch mit der *Weltwoche* vor Gesichtsmasken und Quarantäne.

Katerina Janouch

Stockholm

Während die Welt einer drohenden zweiten Corona-Welle entgegen sieht, richten sich immer mehr Blicke auf Schweden. Anders Tegnell, der Chefepidemiologe, hat in den vergangenen sechs Monaten einen eigenen Weg gewählt. Er musste viel Kritik einstecken, weil in Schweden kein Lockdown verhängt wurde, was zu einem raschen Anstieg der Infektionszahlen führte, besonders in Stockholm, und zu einer ungewöhnlich hohen Zahl von mehr als 5800 Todesfällen.

Dennoch wird Schweden inzwischen besser mit der Pandemie fertig als die meisten anderen Länder, und Tegnells Erfahrungen sind bei vielen ausländischen Regierungen gefragt – zuletzt im Vereinigten Königreich, wo Premierminister Boris Johnson selbst eine schwere Corona-Infektion überstanden hat. Während in den meisten EU-Staaten die Infektionszahlen deutlich nach oben gehen, sind sie in Schweden erstaunlich niedrig. Man spricht sogar davon, dass die Pandemie möglicherweise überstanden sei.

Locker wie immer

Letzte Woche konnte die *Weltwoche* mit Tegnell sprechen. Wir trafen ihn am Rande einer Medienkonferenz in Stockholm. Der zeitweise meistumstrittene Epidemiologe der Welt wirkte gelassen wie immer, war locker gekleidet – rotes Polohemd, graue Jeans – und ausnehmend freundlich.

Das Interview beginnt mit einer Lagebeurteilung. Ja, auch Schweden habe leicht steigende Zahlen als Folge der Ferienrückkehrer, aber es gebe keine Belastung des Gesundheitswesens. Nur wenige Infizierte würden in den Spitälern liegen, auch die Zahl der Todesfälle sei sehr tief: «Wir haben eine stabile Situation mit leichter Zunahme in einzelnen Regionen. Mit der dramatischen Entwicklung im Frühjahr ist es keinesfalls vergleichbar.»

Noch vor Monaten wurde Tegnell heftig kritisiert, weil andere skandinavische Staaten viel besser unterwegs seien. Inzwischen verzeichnet Schweden deutlich geringere Infektionswerte

als Dänemark. Der Epidemiologe kommentiert es ungerührt: «Unsere Empfehlungen und Einschränkungen sind in der ganzen Zeit unverändert geblieben. Von daher sind wir hoffentlich weniger anfällig für eine zweite Welle. Wenn man nach einem strikten Lockdown wieder öffnet, wird sich das Virus erneut ausbreiten.»

Zu früh für endgültige Schlüsse

Noch immer verzichtet Schweden auf eine Maskenpflicht im öffentlichen Verkehr. Warum?



«Ich hoffe, dass wir es bald hinter uns haben»: Wissenschaftler Tegnell.

Die meisten Schweden, sagt Tegnell, seien wie er eben gegen Massnahmen, denen kein Nutzen nachgewiesen werden könne: «In vielen europäischen Ländern besteht Maskenpflicht, und trotzdem steigen die Infektionszahlen massiv.» Schweden habe keine Maskenpflicht, trotzdem breite sich das Virus weniger stark aus. Masken seien eine mögliche Ergänzung, im öffentlichen Verkehr aber wenig wirksam.

Kritisch sieht Tegnell das Quarantäneregime anderer Länder, etwa der Schweiz, weil sich das Virus «nicht besonders spürbar» auf diesem Weg verbreite: «Es ist wichtig, dass Reisende, die nach Schweden kommen, wissen und verstehen, welche Vorschriften bei uns gelten. Der

Anstieg der Infektionszahlen, den wir in anderen Ländern sehen, hat aber nur sehr wenig mit Reisen zu tun. Das Virus breitet sich vor allem innerhalb von Ländern aus.» Quarantäne sei kein effizientes Instrument.

Auf die Frage, ob er für Schweden eine zweite Welle befürchte, winkt Tegnell ab: «Nein, wir sind nicht allzu besorgt. Natürlich können die Fallzahlen steigen, aber wir glauben nicht, dass es einen dramatischen Anstieg gibt, mit dem wir nicht fertig werden.» Dennoch sei es «viel zu früh», endgültige Schlüsse zu ziehen. Er sei aber «durchaus zufrieden» mit der aktuellen Entwicklung, den «sehr niedrigen Todesfallzahlen», dem geringen Druck auf die Spitäler und den «allgemein sehr tiefen Infektionszahlen» innerhalb der Gesellschaft.

Wie ein Eisschrank

Wir sprechen über die anfangs massive Kritik an der schwedischen Strategie. Für Tegnell ist sie vor allem ein Resultat von Missverständnissen. Der schwedische Weg sei nie so extrem anders gewesen. Man habe versucht, die Ausbreitung des Virus zu verlangsamen. Die Herstellung von «Herdenimmunität» sei nie ein Ziel gewesen. Anders als andere Länder habe Schweden aber auf Freiwilligkeit gesetzt, auf Dialog mit den Bürgern. Das habe funktioniert, weil zwischen der Bevölkerung und den schwedischen Behörden erhebliches Vertrauen bestehe.

Was sagt Tegnell zum Vorwurf, Schweden habe viel mehr Tote als andere skandinavische Staaten? Der Epidemiologe sieht verschiedene Gründe. Man habe anfänglich die Alterspflegeheime zu wenig geschützt. Er vermutet, das Virus habe sich am Anfang schneller ausgebreitet als anderswo und die Behörden richtiggehend überrumpelt. Es ist unmöglich, das Innenleben des stoischen Nordländers freizulegen. Auf die Schlussfrage, wie sehr er unter der Dauerkritik im Medienscheinwerferlicht gelitten habe, antwortet er kühl wie ein Eisschrank: «Ich hoffe, dass wir es bald hinter uns haben.»

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Leben nach Berner Art

Bern ist zufrieden mit sich. Warum nur sehen Auswärtige die Stadt so viel weniger positiv?



Jüngst erzählte mir eine Bekannte aus Zug, sie sei aus beruflichen Gründen einen Tag in Bern gewesen und habe die sozialistische Atmosphäre der Stadt als bedrückend empfunden. Man komme sich vor wie in einer deindustrialisierten Beamtenstadt, die von Subventionen am Leben erhalten werde, die Gassen mit den schönen Bürgerhäusern seien ausgestorben, keine Banken, keine Geschäftsleute, keine Vitalität, dafür haufenweise Beizen für Technokraten und Esoterikläden.

Das wenig schmeichelhafte Urteil über Bern, das man im Gespräch mit Auswärtigen in dieser oder anderer Form häufig zu hören bekommt, hat sich mit dem Klimaprotest auf dem Bundesplatz letzte Woche wohl kaum gebessert. Wie die Stadt die Besetzer zwei Tage lang gewähren liess, bevor sie das illegale Protest-Camp räumte, ist kein Ruhmesblatt. In Bern selber, und das ist typisch, klopft man sich dagegen auf die Schultern. Man habe das Problem «nach Berner Art» gelöst, sagte der grüne Stadtpräsident Alec von Graffenried und zeigte sich «beeindruckt» von der Ernsthaftigkeit der Demonstranten.

Der eigenen Wählerschaft signalisieren, dass man eine illegale Aktion gutheisst, und gleichzeitig so tun, als ob man das Recht für alle gleich anwenden würde, das ist mittlerweile *courant normal* für die rot-grüne Stadtregierung. Konsequenzen sind auch dieses Mal keine zu erwarten, denn Skandale und Skandalchen verebben in Bern regelmässig folgenlos: seien es Krawallnächte vor der Reitschule, seien es mit Steuergeldern bezahlte Abschiedspartys für Beamte, seien es grosszügig tolerierte illegale

Besetzungen von Liegenschaften oder von den Behörden unrechtmässig installierte Tempo-30-Zonen. Zweierlei Recht? Nein, gewiss nicht, würde der Stadtpräsident wohl sagen, einfach Lösungen «nach Berner Art».

Seit ein paar Jahren trägt Bern, vor Jahrzehnten noch politisch unauffällig, das Etikett der am weitesten links stehenden Stadt der Schweiz. Das scheint man als Auszeichnung und als Antrieb zu verstehen. Bern ist zu einer

Dem Geld hinterherrennen wie die Zuger und die Zürcher, das will man in Bern nicht.

wahren Wohlfühloase für die Bewohner geworden, ist führend darin, Strassen zu möblierten Begegnungszonen umzufunktionieren, installiert «Velobarometer», subventioniert grosszügig Wohnungen und Krippenplätze und ist ausgesprochen erfinderisch, wenn es darum geht, neue Verwaltungsstellen zu schaffen. Seit ein paar Monaten ist die Stimmung zwar nicht mehr ganz so rosig, denn in der Stadtkasse klafft ein millionenschweres Loch, die linke Traumwelt kommt wegen tieferer Steuereinnahmen ins Wanken. Doch allzu gross scheint die Sorge nicht zu sein: Die Finanzen haben in der Hauptstadt jenes Kantons, der in absoluten Zahlen wie kein anderer vom Finanzausgleich profitiert, keinen besonders hohen Stellenwert. Man gibt sich gerne einen Tick antikapitalistisch, dem Geld hinterherrennen wie die Zuger und die Zürcher, das will man in Bern nicht.

Als Hauptstadt hat Bern schliesslich andere Trümpfe, ist Zentrum der Verwaltung und der staatsnahen Betriebe mit Tausenden von sicheren und gutbezahlten Jobs; harter Konkurrenzdruck existiert nicht. Vielleicht hat es mit dieser Sicherheit und Trägheit der Beamtenstadt zu tun, dass man sich in Bern so gerne alternativ gibt. Das Alternative ist allerdings schon lange nicht mehr alternativ, sondern ist durchregulierter Mainstream geworden, eine rot-grüne Monokultur, die ganze Stadtquartiere dominiert.

Und nicht nur politisch ist man unter sich: Im Unterschied zu Basel, Genf oder Zug, die international geprägt sind, gehört Bern den Bernern. Man spricht Berndeutsch, kennt sich von Kindesbeinen an, pilgert zusammen ans Gurtenfestival, schwimmt in der schönen, grünen Aare und fühlt sich ungemein weltoffen. Zugezogene, die sich in der Hauptstadt niederlassen, bekommen indes oft keinen Fuss auf den Boden, nicht wenige ziehen nach ein paar Jahren ernüchtert weg. In Bern kommt man auch ohne sie aus.

Wir wollen die Hauptstadt hier nicht schlechtreden. Wer nicht will, muss nicht dort leben, und wer dort lebt, kann es durchaus angenehm haben – wenn man von der erdrückenden Steuerlast absieht, auf die die Berner erstaunlicherweise nur mit Schulterzucken reagieren. Bern könnte seine Attraktivität indes deutlich steigern, wenn es weniger selbstzufrieden wäre und mehr anstreben würde, als bloss die fürsorglichste aller rot-grünen Schweizer Städte zu sein.

«Wichtigster Wandel seit dem Kalten Krieg»

Als Trumps Sicherheitsberater hat er den Strategiewechsel gegenüber Russland und China entscheidend mitgeprägt. H. R. McMaster über Stärken und Schwächen des 45. US-Präsidenten.

Urs Gehriger

Das ist nicht das Buch, das die meisten Leute von mir erwartet haben», schreibt Herbert Raymond «H. R.» McMaster im Vorwort des frisch aufgelegten Werks «Battlegrounds». Freunde, Redaktoren und sogar Familienmitglieder hätten ihn beknetet, ein «Enthüllungsbuch» über seine Zeit als Nationaler Sicherheitsberater im Weissen Haus zu schreiben, «um ihre Meinung über Präsident Donald Trump zu bestätigen».

Anders als sein Nachfolger im Amt, John Bolton, der aus seiner Fehde mit Trump Kapital schlug und Millionen verdiente, hält sich McMaster zurück. Dennoch wird klar, dass er in zentralen Fragen fundamental anderer Meinung ist als der Präsident. McMaster propagiert eine Politik des langen Atems, die sich der Versuchung raschen Erfolgs widersetzt, in deren Folge sich bald neue Schlachtfelder zu eröffnen drohen.

Trotz seiner kurzen Amtszeit von bloss dreizehn Monaten (von März 2017 bis April 2018) hinterliess der querdenkende Glatzkopf markante Spuren. So hat er die Neuausrichtung der amerikanischen China- und Russland-Politik entscheidend mitgeprägt und Trumps Doktrin des «strategischen Realismus» entworfen.

McMaster schöpft aus 33 Jahren Erfahrung in der Armee und auf Kriegsschauplätzen am Golf, in Afghanistan und im Irak, wo er 2005 eine bahnbrechende Antiterrorstrategie entwickelte. «Behandle alle Iraker mit Respekt», erklärte er damals der *Weltwoche*, eben von der Front zurückgekehrt. Denn «jedes Mal, wenn ich einen Iraker respektlos behandle, arbeite ich dem Feind in die Hände». Respekt im Umgang mit dem Freund, Einheit vor dem Feind – das ist der Tenor, den der Generalleutnant a. D. im folgenden Gespräch mit der *Weltwoche* anspricht, und es ist seine Kernbotschaft an ein Land, das selbst an ein «Schlachtfeld» erinnert.

Weltwoche: Lange hat Präsident Trump eine Charmeoffensive gegenüber Russlands Präsidenten Putin verfolgt. Informationen, laut denen Russland sich in die US-Präsidentenwahl 2016 eingemischt habe, schlug er in den Wind. Doch dann war es Trump, der

Sanktionen gegen Russland verhängte, und er übt bis heute massiven Druck auf Putin aus. General McMaster, wie konnten Sie den Präsidenten überzeugen, diesen Wandel zu vollziehen?

McMaster: Die Aufgabe des Nationalen Sicherheitsberaters ist es, den Präsidenten mit den besten Analysen aus allen Abteilungen und Behörden zu versorgen und ihm Optionen vorzulegen, um die Interessen Amerikas zu schützen und auszubauen. Das ist der Ansatz, den ich verfolgt habe. Wir haben dem Präsidenten aufgezeigt, wie der Kreml die Annexion der Krim und den Einmarsch in die Ukraine organisierte. Wie Russland den Massenmord im syrischen Bürgerkrieg unterstützte. Wie das Land eine

«Natürlich mischen die Russen sich in die Wahlen ein – sie werden sich auch in Wahlen in Europa einmischen.»

anhaltende Kampagne der politischen Subversion vorantrieb, bei der hauptsächlich cybergestützte Informationskriegsführung gegen Europa und die Vereinigten Staaten eingesetzt wurde. Der Präsident war entschlossen, die amerikanischen Interessen zu verteidigen, als wir ihm Handlungsoptionen vorlegten. Er traf die Entscheidung, den Kreml zur Rechenschaft zu ziehen und Russland Kosten aufzuerlegen, die wohl weit über das hinausgingen, was Putin erwartet hatte.

Weltwoche: Gehen Sie davon aus, dass sich Russland in die bevorstehende Präsidentenwahl in den USA einmischt?

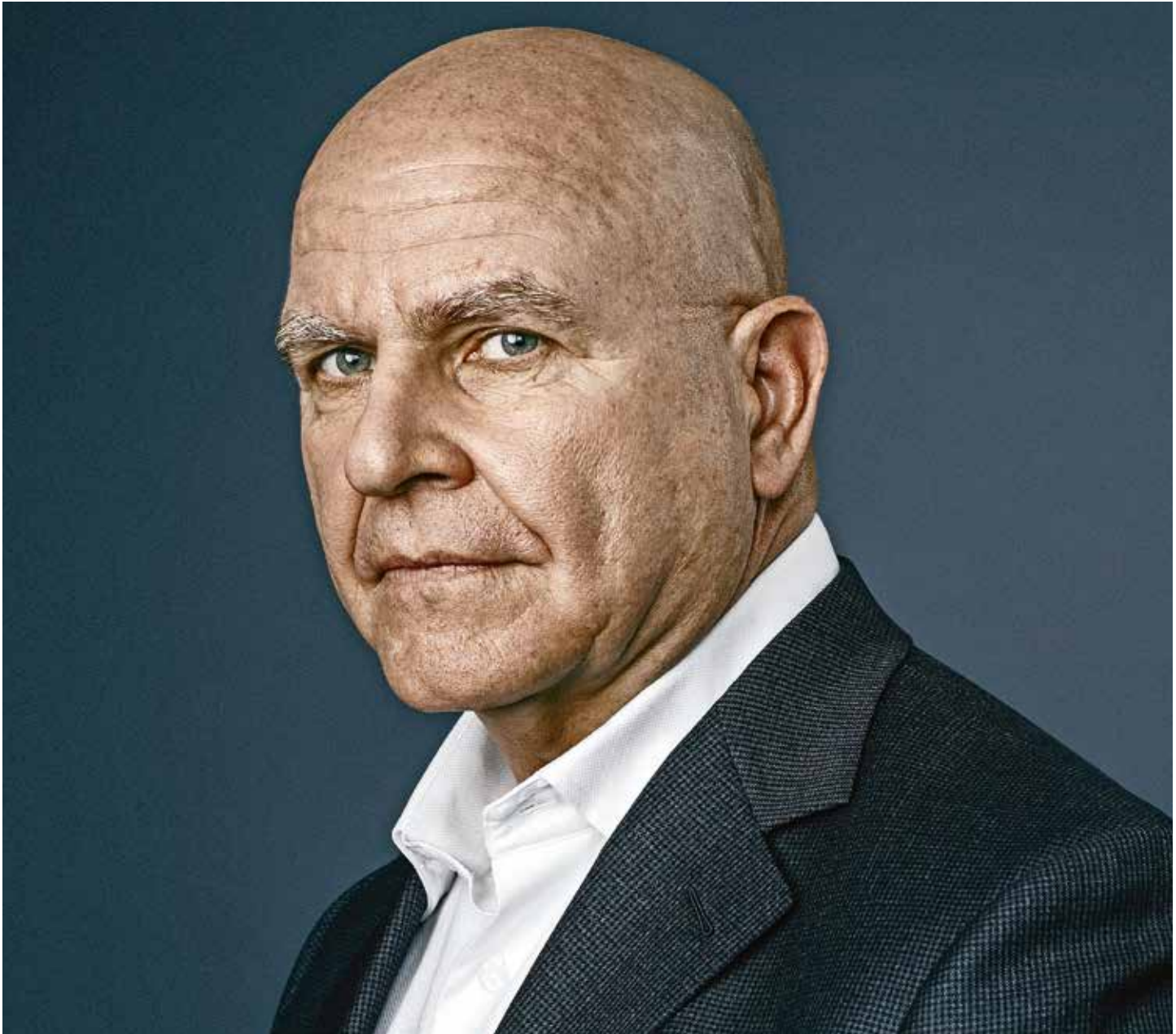
McMaster: Natürlich mischen die Russen sich in die Wahlen ein, und sie werden sich auch in jede Wahl in Europa einmischen. Sie tun dies seit 2007. Zum Beispiel mehrfach in der Ukraine oder in Montenegro, wo sie durch Wahlmanipulation fast einen Putsch angezettelt hätten. Aber auch in Frankreich oder im Vereinigten Königreich versuchen sie, Urnengänge zu beeinflussen. Ihre Methoden werden immer besser. Wir entwickeln Gegenmassnahmen, sie probieren neue Techniken aus.

Weltwoche: Für Durchschnittsbürger sind Wahlmanipulationen schwer erkennbar. Geben Sie bitte ein Beispiel und erklären Sie, welches Ziel die Russen damit verfolgen.

McMaster: Sie wollen das Vertrauen in unsere demokratischen Prinzipien, Institutionen und Prozesse unterminieren und unsere Gesellschaft polarisieren. Bei der amerikanischen Präsidentenwahl 2016 fokussierten 80 Prozent der cybergestützten Informationskriegsführung Russlands auf Rassenfragen. An zweiter Stelle folgten Fragen der Einwanderung und Fragen der Waffengesetze. Welches immer die strittigen politischen oder sozialen Themen sind, Russland versucht die Kluft in unserer Gesellschaft zu vergrössern.

Weltwoche: Hier stellt sich die Frage nach Putins Strategie. In Ihrem Buch zitieren Sie einen alten russischen Witz. Ein Bauer hat nur eine Kuh und hasst seinen Nachbarn, weil dieser zwei hat. Ein Zauberer bietet an, dem neidischen Bauern einen einzigen Wunsch zu erfüllen. «Tötet eine der Kühe meines Nachbarn!», fordert der Bauer. Sie argumentieren, Putin verhalte sich genau wie dieser Bauer.

McMaster: Putin ist seit seiner Machtübernahme 2000 bestrebt, Russland wieder zu nationaler Grösse zu verhelfen. Doch Russlands Wirtschaft hat bloss etwa die Grösse jener von Texas oder Italien. Sie stagniert, nicht nur wegen der Sanktionen, sondern wegen Korruption und Misswirtschaft. Sie leidet zudem unter dem Einbruch der Ölpreise. Putin hat erkannt, dass er sich im Kräftemessen mit Europa und Nordamerika in einer schwächeren Position befindet. Folglich versucht er, alle anderen nach unten zu ziehen. Er tut dies durch die anhaltende Kampagne der Subversion, die sich hauptsächlich auf cybergestützte Informationskriegsführung stützt. Auch mit Hilfe von geistreichen und weniger geistreichen Vasallen im Westen, die ihm bei seinem Bemühen helfen, uns zu spalten und gegeneinander auszuspielen. So hofft er, uns zu schwächen. Oder mit anderen Worten, er versucht, unsere Kuh zu töten, damit sein Russland eine Position des relativen Vorteils erlangen kann.



«Kraft des Guten»: Generalleutnant a.D. McMaster.

Weltwoche: Trump überrascht Feind und Freund immer wieder mit seinen Aktionen. Sie haben Präsident Trump aus nächster Nähe erlebt. Wie trifft er seine Entscheidungen?

McMaster: Ich denke, so, wie es jeder Präsident tut. Er studiert die Optionen, die seine Berater ihm vorlegen, und trifft dann einen Entscheid.

Weltwoche: Gestützt auf Ihre persönliche Erfahrung, welches ist Trumps grösste Qualität als Präsident?

McMaster: Sein unkonventionelles Denken und sein Infragestellen von dem, was man als «conventional wisdom», also gängige Meinung, bezeichnet. Das haben wir exemplarisch bei seiner Neuorientierung der China-Strategie gesehen. Sie ist der bedeutendste Wandel in der US-Politik seit dem Ende des Kalten Krieges.

Weltwoche: Frisch im Amt, haben Sie gegenüber Trump die Kommunistische Partei Chinas als grösste Gefahr für Amerikas Sicher-

heit identifiziert. Ihrer Ansicht nach haben Trumps Vorgänger die Gefahr zu wenig ernst genommen. Weshalb?

McMaster: Das liegt daran, dass unsere Politik in der freien Welt gegenüber China auf grundlegend falschen Annahmen über die Absichten und Motivationen der Kommunistischen Partei

«Was ist Donald Trumps grösste Schwäche?» – «Die mangelnde Geduld.»

beruhte. Wir dachten, dass China, nachdem es in die internationale Gemeinschaft aufgenommen worden war, nach den Regeln spielen und seine Wirtschaft liberalisieren würde. Spätestens 2017 stellte sich heraus, dass wir damit falschlagen. Anders als seine Vorgänger nahm Trump diese Gefahr ernst und handelte entsprechend.

Weltwoche: Was ist Trumps grösste Schwäche?

McMaster: Die mangelnde Geduld bei der Umsetzung einer langfristigen Politik, die darauf abzielt, eine Verschlechterung der Lage zu verhindern, anstatt rasch ein endgültiges Ergebnis zu erzielen. Donald Trump ist bestrebt, rasch einen Deal zu erreichen, um dann beispielsweise US-Truppen aus Kriegsgebieten abzuziehen.

Weltwoche: Offenbar ist es zwischen Ihnen und dem Präsidenten insbesondere bei Themen wie Syrien und Afghanistan zu fundamentalen Meinungsverschiedenheiten gekommen. Während er auf einen raschen Abzug von Truppen drängte, warnten Sie ihn vor dem langfristigen Preis eines übereilten Rückzugs. Schliesslich verliessen Sie im April 2018 nach nur dreizehn Monaten im Amt das Weisse Haus. Als Grund nannten Sie das «vergiftete Klima». Was meinen Sie damit?

McMaster: Ich meine diese extreme Polarisierung, die wir in den Vereinigten Staaten im

Moment sehen. Sie reicht bis in die politische Elite, in die Verwaltung und ins Weisse Haus und stellt ein grosses Hindernis für eine effektive Regierungsführung dar. Sie behindert einen zivilen Diskurs, der notwendig ist, um ein gemeinsames Verständnis der Herausforderungen zu entwickeln.

Weltwoche: Wer genau vergiftet das Klima?

McMaster: Es sind zwei kleine Gruppen. Zur ersten Gruppe gehören Individuen, die, statt dem Präsidenten zu helfen, eine politische Agenda, oder vielleicht sogar eine persönliche Agenda, verfolgen. Die andere Gruppe gibt vor, das Land – und vielleicht die Welt – vor dem Präsidenten retten zu wollen. Beide Gruppen untergraben die Souveränität des Volkes, weil niemand sie gewählt hat, um ihre eigene Politik zu machen.

Weltwoche: Ihr neuestes Buch trägt den Titel «Battlegrounds». Eines der Schlachtfelder ist die Uno. Macht es Sinn, dass ein kleines, neutrales Land wie die Schweiz im Uno-Sicherheitsrat vertreten ist, wo man Partei ergreifen und manchmal für oder gegen einen Krieg stimmen muss?

McMaster: Ich denke schon. Ich verstehe die Tradition, die hinter der Neutralität in der Schweiz steht, und wie wichtig sie für das Schweizer Volk ist, aber die Schweiz war in humanitären Fragen nie neutral. Wir befinden uns in einem Wettbewerb zwischen unseren freien und offenen Gesellschaften und geschlossenen autoritären Systemen. Ich denke an Chinas kulturellen Völkermord, die Unterdrückung der menschlichen Freiheit in Hongkong, die Aggression an der Himalaja-Grenze, die grösste Landnahme der Geschichte im Südchinesischen Meer. Die Schweiz hat eine starke Stimme, und zwar eine, die im Verhältnis viel stärker ist als die Grösse des Landes. Die schweizerische Demokratie, die Prinzipien der sozialen Gerechtigkeit und Chancengleichheit werden weltweit anerkannt. Das gibt der Schweiz Gewicht.

Weltwoche: Am vergangenen Wochenende hat das Schweizer Volk mit einer hauchdünnen Mehrheit von 50,1 Prozent dem Kauf eines neuen Kampffjets zugestimmt. Zur Auswahl steht unter anderem die amerikanische F-35. Es gibt eine wachsende Opposition im Volk gegen den Kauf eines amerikanischen Produkts. Viele behaupten, das Kampfflugzeug sei von den USA praktisch ferngesteuert. Die USA würden ihre Software-Codes nicht offenlegen. Im Extremfall könne dies bedeuten, dass sie die Software-Codes ändern könnten. Was sagen Sie dazu?

McMaster: Nun, zunächst einmal halte ich diese Vorbehalte für eine apokryphe Geschichte. Aber natürlich bin ich voreingenommen, weil ich Amerikaner bin. Davon abgesehen, wird man anerkennen, dass Amerika eine Kraft des Guten in der Welt ist. Amerika hat wesentlich dazu beigetragen, in den schlimmsten Kriegen des 20. Jahrhunderts die freie Welt zu verteidigen. Es hat eine bedeutende Rolle beim Sieg über das nationalsozialistische Deutsch-

land und das kaiserliche Japan gespielt. Bezogen auf das Flugzeug, würde ich sagen, dass es den Unternehmergeist, die Kreativität der Amerikaner widerspiegelt, die nicht zuletzt dank besonders talentierten Einwanderern aus allen

«Ein Schweizer Sitz im Sicherheitsrat macht Sinn. Die Schweiz war in humanitären Fragen nie neutral.»

verschiedenen Kulturen so erfolgreich sind. Ich glaube, von daher stammt unser Wettbewerbsvorteil. Dagegen gibt es nicht viele Menschen, die ein Einwanderungsgesuch oder einen Antrag um Staatsbürgerschaft in China stellen.

Weltwoche: Die Ablehnung hat nicht zuletzt mit der Person Trump zu tun. Viele Schweizer



sagen: «Wir wollen kein Trump-Flugzeug kaufen.»

McMaster: Sosehr die Leute Präsident Trump auch ablehnen mögen, unsere Nation ist keine Monarchie. Präsidenten kommen und gehen. Die Souveränität in unserer Nation wird von den Bürgern ausgeübt. Man sollte das amerikanische Volk nicht mit einem bestimmten Präsidenten gleichsetzen.

Weltwoche: Die Skepsis gegenüber Amerika in Europa reicht vor die Ära Trump zurück. Seit der Veröffentlichung geheimer Dokumente durch Edward Snowden ist bekannt, dass die US-Geheimdienste Bürger in aller Welt ausspionieren. Die Leute fragen: «Warum sollten wir den Amerikanern mehr vertrauen als den Chinesen?»

McMaster: Dazu sage ich: Schauen Sie sich die Erfolgsbilanz Amerikas, seine demokratischen Grundlagen und sein Rechtssystem an. Ich glau-

be, es ist zutiefst unrealistisch, von China zu erwarten, dass es Schweizer Bürger besser behandelt als seine eigenen Bürger.

Weltwoche: In der vergangenen Woche machte Präsident Trump Äusserungen, die viele daran zweifeln lassen, dass er eine Niederlage bei den bevorstehenden Wahlen akzeptieren würde. Und Hillary Clinton rät Joe Biden, er «sollte unter keinen Umständen eine Niederlage eingestehen», wenn er mit knapper Mehrheit verliere. Es ist von Gewalt nach den Wahlen die Rede, einige spekulieren sogar darüber, dass die Armee dabei eine Rolle spielen könnte. Wie beurteilen Sie diese Entwicklung?

McMaster: Solche Aussagen sind zutiefst unverantwortlich. Unsere Führer sollten niemals solche Bemerkungen machen. Wir haben ein System, das auf Gewaltenteilung beruht, und das funktioniert. Wenn das Wahlergebnis umstritten sein sollte, wird dies im Kongress und gegebenenfalls im Obersten Gerichtshof geklärt werden. Wenn es Streitigkeiten innerhalb der Bundesstaaten gibt, haben wir auch auf dieser Ebene ein sehr starkes Justizsystem. Ich habe Vertrauen in unser System, es hat jahrhundertlang funktioniert und wird auch in Zukunft funktionieren. Aber die politischen Führer haben eine wichtige Rolle, damit unsere Demokratie funktioniert und das Vertrauen in unsere Institutionen intakt bleibt. Ich denke, die Politiker des gesamten politischen Spektrums versagen in diesen Fragen.

Weltwoche: Der Untertitel Ihres Buches lautet: «Der Kampf zur Verteidigung der freien Welt». Am 3. November haben die Amerikaner die Wahl zwischen Donald Trump und Joe Biden. Welcher der beiden hat das grössere Format, die freie Welt zu verteidigen?

McMaster: Nun, ich hoffe, dass ich mit meinem Buch «Battlegrounds» fruchtbare Diskussionen und Debatten auslöse, damit die Wähler selbst beurteilen können, welcher Kandidat am besten geeignet ist.

Weltwoche: Sie weichen aus. Werden Sie Ihre Stimme Trump oder Biden geben?

McMaster: (Lacht) Es ist eine geheime Abstimmung. Ich habe meine ganze Karriere als Offizier darauf geachtet, jegliche Parteinahme zu vermeiden. Ausserdem finde ich es ein bisschen präventiv, wenn ich eine Wahlempfehlung abgeben würde. Ich schreibe in meinem Buch, die grösste Macht, die ein Land haben kann, ist eine gebildete Bevölkerung. Dazu will ich meinen Beitrag leisten. Am wichtigsten ist, dass sich unsere Gesellschaften nicht aufspalten lassen. Nur vereint können wir eine bessere Zukunft für kommende Generationen aufbauen.

H. R. McMaster, Battlegrounds: The Fight to Defend the Free World. Harper Collins. 560 S.

Das ausführliche Interview mit H. R. McMaster auf Englisch über Nordkorea und die grösste Terrorgefahr seit 9/11 ab 6. Oktober auf www.weltwoche.ch/International

«Tatort», mir graut vor dir

Millionen schauen sonntagabends wie hypnotisiert den deutschen Fernsehkrimi. Warum tun sie sich das an?

Wolfram Knorr

Hauptkommissarin Anna Janneke (Margarita Broich) ist fassungslos beim Anblick eines ziemlich gestrigen Kurzwellensenders: «Sind wir wieder im Kalten Krieg?» Nee. Aber irgendwie schon. Aus einer Frankfurter Villa wird an die CIA geheim gedingsbumst. Um was mitzuteilen? Keine Ahnung, dafür gibt's einen Mord und unglaubliche Abgründe in einer Familie. Aber wo ist die Spannung? Weggemorst an die CIA? Es ist Sonntagabend, Primetime, und wir sind im und am «Tatort» von Anna Janneke und ihrem griesgrämigen Kollegen Paul Brix (Wolfram Koch) aus Frankfurt, und es herrscht «Funkstille» (so der Titel) im wahrsten Sinn des Wortes, obwohl ein Haufen Problemfelder eifrig abgehakt werden.

Es ist wieder einer dieser Wochenendabschluss-Abende, die Gott werden lässt und an denen landauf, landab und über die Landesgrenze hinaus in den Wohnstuben Erregendes geschieht: Ganz normale Menschen, sogar mit Vernunft gesegnet, verfallen vor dem Bildschirm in tranceartige Andacht. Und das in gewaltigen Scharen, bis zu elf und noch mehr Millionen! Und der Sonntag reicht nicht mal: Sie wollen Wiederholungen unter der Woche, und während des Corona-Lockdowns gab's sogar noch alte Wunsch-«Tatorte!» Und ein Ende des seit 1970 mit «Taxi nach Leipzig» begonnenen Krimi-Hochamts ist nicht abzusehen. Zwar hiess es mal, es müsse gespart werden, aber gefühlt entsteht der Eindruck, immer häufiger findet es statt, und immer mehr Regionen, die sich benachteiligt fühlen, machen ihre «Tatorte».

Mittlere Vernünftigkeit

Inzwischen gibt's kaum noch eine regionale Nische, in der nicht ein Duo rumwuselt und palavert, auf der Suche nach Mördern, Entführern oder anderen Fehlgeleiteten. Von Kiel über Wien bis Luzern (ab Oktober dafür Zürich) ist jede Gross-, Mittel- und Kreisstadt ein Tatort, und zum 50-Jahr-Jubiläum

um am 29. November droht ein Doppelpack, in dem die Teams München und Dortmund gemeinsam ermitteln. Am 18. Oktober klinkt sich die Schweiz wieder ein («Züri brännt»), mit zwei Ermittlerinnen: die unerfahrene Profilerin Tessa Ott (Carol Schuler) und der welsche Profi Isabelle Grandjean (Anna Pieri Zuercher). Diese, so der Presstext, misstrauen der Neuen, weil sie einer alteingesessenen



Spannung bis zur Langeweile.

Zürcher Familie entstamme und eine Brandleiche die Ermittlungen zurück in die 1980er, zu den Opernhauskrawallen führe. Da hört man doch die Nachtigall trapsen und ahnt, dass das «Alteingesessene» tief in den 80er Krawallen sitzen wird. Denn eines ist sonnenklar: Markenkern des «Tatorts» ist immer Aufklärung mit sozialdemokratisch mittlerer Vernünftigkeit.

Was einst als Konkurrenz zum erfolgreichen ZDF-«Kommissar» begann, mendelte sich langsam zur Aufklärung. Es geht nämlich nicht nur um Mordfälle, Entführungen oder sonst was Böses, sondern immer um die Frage: Warum? Warum hat der Nachbar gekillt? Weshalb der Filius vergewaltigt? Jeder «Tatort», egal aus welcher Gemeinde, ein Diskurs über Sorgerecht, Hartz IV, Kindergeld, Drogenprobleme, Schule, Sekten, Mobbing, Robotermedizin, Neonazis und freilich Morde. Deshalb müssen's zwei sein, wegen des Diskurses. Als Unterscheidungsmerkmal haben die Ermittler und Ermittlerinnen individuelle Macken. Zum einen, damit sie sich unauslöschlich ins

Gedächtnis des Zuschauers hineinkrallen können, und zum anderen, damit sie «menschlich» wirken.

Seltsam ausgedörft

Hansjörg Felmy als Kommissar Haferkamp, einer der ersten «Tatort»-Ermittler, hatte ausser seiner Geschichten keinerlei Ablenkung, bei den neuen Kommissaren und Kommissarinnen sind die Verhältnisse dagegen ein wenig liederlich, also zeitgemäss. Glaubwürdiger wurden sie damit nicht. Was ihnen fehlt, sind Emotionen. Der «Tatort» ist immer wieder schrecklich papieren, das Leben seltsam ausgedörft.

Warum aber ist der «Tatort» trotzdem so irre erfolgreich? Weil sich zwölf Millionen nicht irren können? Vielleicht liegt's an etwas ganz anderem. In den 1980er/90er Jahren erreichten Volksmusiksendungen wie «Der Musikantenstadl», «Die Heimatmelodie», «Grand Prix der Volksmusik» et cetera ausser-

irdische Dimensionen, und Duos wie das «Original Naabtal Duo», «Marianne und Michael», die «Wildecker Herzbuben» waren die Stars und erwärmten die Herzen. Wäre doch möglich, nachdem die Volksmusiksendungen an Attraktivität verloren haben und die Zeiten härter geworden sind, dass der «Tatort» mit seinen Duos nur die nach aussen gestülpte neue Gemütlichkeit ist. Statt «An meim Hauserl steht a Bankerl, da sitz i gern» die zersetzende Frage: «Wo waren Sie Samstagabend?», schrecklicheren Zeiten eben angemessen. Statt Gemütlichkeit grosses Verständnis für menschliche Abgründe. Beide Formate jedenfalls sind ein wunderbarer Aufbewahrungsort für ein Gut, das der moderne Mensch für seine psychische Rekreation braucht: komplette Entspannung, bis zur Langeweile.

Erstaunlich, dass noch keiner auf die Idee gekommen ist, einen «Tatort» mal als Singspiel zu machen. Man stelle sich vor: die Münchner Urgesteine Udo Wachtveitl und Miroslav Nemeč, zerknittert und mächtig weisshaarig, singend am Tatort!

Aschenputtel gegen Goliath

In Asien arbeiten Millionen von rechtlosen Hausmädchen. In Singapur hat sich nun eine *maid* vor Gericht erfolgreich gewehrt. Ihre Geschichte liest sich wie ein modernes Märchen.

Sophie Mühlmann

Singapur

Parti Liyani ist keine grosse, stolze Frau. Ihre Stimme ist leise, ihr Blick eher scheu. Ein Hausmädchen wie so viele andere im reichen Singapur, eine Frau ohne Rechte, die für umgerechnet 404 Franken im Monat geschuftet hat. Aber Parti hat sich gewehrt, die Ungerechtigkeit nicht hingenommen. Und sie hat sich gegen die mächtige Elite des Stadtstaates und dessen als unfehlbar geltende Justiz durchgesetzt. So etwas gab es noch nie.

Ein bisschen Aschenputtel, ein bisschen David gegen Goliath: Die 46-Jährige stammt aus ärmlichen Verhältnissen in Indonesien. Vor über dreizehn Jahren kam sie nach Singapur, um für eine der reichsten und mächtigsten Familien der Republik zu arbeiten. Ihr Boss war Liew Mun Leong, ein Mogul in Singapurs Geschäftswelt und Vorsitzender einiger der grössten Unternehmen des Staates, darunter die Flughafengesellschaft Changi Airport Group – ein Mann, eine Familie von untadeligem Ruf.

Willkür ausgeliefert

Eines Tages bezichtigte diese Familie ihr langjähriges Hausmädchen des Diebstahls von Gegenständen im Wert von umgerechnet rund 23 000 Franken. Der Fall schien glasklar. Das Gericht sprach sie schnell schuldig. Die Rollen waren eindeutig verteilt: Der einflussreiche Boss hat das Recht auf seiner Seite, die mittellose Dienstmagd nicht. Im Zweifel gegen die Angeklagte – wenn ihr Gegner in der gesellschaftlichen Hierarchie so viel höher steht.

Parti Liyani ist eine von rund 256 000 Frauen, die in Singapur als *maid* angestellt sind. Die Frauen leben mit ihren Arbeitgebern unter einem Dach, oft in winzigen, fensterlosen Kammern. Sie arbeiten rund um die Uhr. Im Durchschnitt, so eine von Singapur und der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) veröffentlichte Studie, vierzehn Stunden pro Tag. Die meisten dieser Frauen stammen von den Philippinen, andere aus Sri Lanka, Indien oder eben Indonesien – wie Parti Liyani.

*Maid*s wie sie tragen den Alltag der reichen Metropolen Asiens auf ihren Schultern. Sie erledigen

all die unzähligen Dinge, sind Teil des Getriebes dieser pulsierenden Städte: Sie kochen, putzen, waschen, bügeln, räumen auf und kaufen ein, sie holen Kinder von der Schule ab oder bringen sie ins Bett. Sie betreuen Haustiere und pflegen greise Grosse Eltern.

Dabei sind sie der Willkür ihrer Arbeitgeber relativ schutzlos ausgeliefert. Sie können kaum aufbegehren, ohne ihren Job und ihre Aufenthaltsgenehmigung zu verlieren. Laut Gesetz haben sie inzwischen immerhin das Recht auf einen freien Tag pro Woche, und ihre Arbeitgeber dürfen sie nicht «verleihen» oder sie in andere Haushalte zum Arbeiten schicken. Das war der Knackpunkt im Fall Parti Liyani.

Als sie 2007 begann, im Anwesen der Familie Liew zu arbeiten, lebte dort auch noch deren Sohn Karl. 2016 zog dieser mit seiner Frau aus. Parti musste fortan immer wieder auch in seinem neuen Zuhause putzen – ein Bruch der lokalen Gesetze. Und die junge Frau wagte, sich darüber zu beklagen, drohte gar, sich beim Arbeitsministerium zu beschweren. Das kam nicht gut an, sie wurde kurzerhand gefeuert – und der Vorwurf des Diebstahls konstruiert.

Von Anfang an beteuerte Parti ihre Unschuld, schwor, das angebliche Diebesgut seien abgelegte Kleider, weggeworfene Dinge, teilweise kaputt, teilweise ausrangiert. Doch man hörte ihr nicht zu, aus dem Vorurteil wurde im

März 2019 ein Urteil: zwei Jahre und zwei Monate Gefängnis. Doch die Indonesierin tat, was die Schwachen in Singapurs Gesellschaft sonst niemals tun: Sie beehrte auf und suchte sich Unterstützung bei einer Hilfsorganisation für die Rechte von Gastarbeitern namens Home (Humanitarian Organization for Migration Economics) – und fand einen Anwalt, der *pro bono* für sie in den Kampf durch die Instanzen zog.

Als der Fall wiederauferrollt wurde, kamen all die Ungerechtigkeiten ans Tageslicht, die auf direktem Wege zu Partis Verurteilung geführt hatten: unglaubliche Zeugenaussagen, Polizisten, die erst Wochen später den «Tatort» besucht hatten, und nicht zuletzt der Dolmetscher für Parti, der nicht ihre Muttersprache Indonesisch, sondern das entfernt verwandte Malaiisch mit ihr sprach, das sie nicht verstand. Mit alledem war die mächtige Familie Liew in erster Instanz durchgekommen.

Freispruch vor dem höchsten Gericht

Doch am Ende hat der High Court von Singapur Parti Liyani in allen Punkten freigesprochen. Und ihr Ex-Boss musste schmachvoll sämtliche Ämter in Singapurs Prestigefirmen räumen. David hat gegen Goliath gesiegt.

Der Fall hat einen Nerv getroffen in der kleinen, sauberen Republik. Die Frage, ob die Reichen über dem Gesetz stehen, und die Tatsache, dass sie, bis Parti Liyani kam, ungestraft die Armen und Schwachen herumschubsen konnten, hat viele Debatten ausgelöst in einem Land, in dem traditionell nicht viel hinterfragt wird. Auch wenn am Ende die Gerechtigkeit obsiegt hat, hat die Justiz doch einen herben Knacks abbekommen.

«Endlich bin ich frei!», sagte Parti Liyani nach ihrer Rehabilitierung gegenüber Reportern. In Singapur mag sie nicht länger bleiben. Viele haben sich solidarisch erklärt; über Sammlungen in sozialen Medien kamen umgerechnet knapp 14 000 Franken zusammen – genug für einen Neustart in der Heimat. «Ich vergebe meinen Arbeitgebern», fügte Parti noch hinzu, «ich möchte ihnen nur sagen, dass sie nicht dasselbe mit anderen Angestellten machen sollen.»



Säbeln am Filetstück

Das Schweizer Fernsehen spart beim Sport. Klüger wäre, die aufgeblähte Verwaltung zu kappen.



Wenn SP-Nationalrätin Jacqueline Badran etwas nicht passt, dann ist ihre öffentliche Wortwahl bekanntlich eher vulgär. Dann findet sie es «huere fucking».

So besehen, ist es beim Sport im Schweizer Fernsehen derzeit sehr *huere fucking*.

Linkspolitikerin Badran hatte lauthals gefordert, dass alle bedeutsamen Sportereignisse «im Free-TV zu sehen sein müssen», also im öffentlich-rechtlichen Funk. Von dieser Idee aber ist das Schweizer Fernsehen derzeit so weit entfernt wie noch nie in seiner Geschichte.

Innert weniger Wochen wurde der TV-Sport gleich zweimal zersäbelt. Eben erst stellte der Sender die tägliche Sendung «Sport aktuell» nach 23 Jahren Betriebszeit ein. Kurz zuvor kapitulierte die SRG auch im Bietkampf gegen die Swisscom-Tochter Teleclub um die Fussballrechte der Champions League. Damit gibt es ab nächster Saison im Schweizer Fernsehen diese Spiele nicht mehr.

Es war, strategisch betrachtet, kein kluger Entscheid. Denn Sport im Fernsehen ist ein unersetzliches Asset, weil er eine besonders enge Kundenbindung bewirkt. Er ist der einzige TV-Bereich, den die Zuschauer unbedingt live erleben wollen. Nur ein paar Prozent des Publikums schauen Sport als zeitversetztes Fernsehen. Bei Serien und Filmen hingegen ist es ein Drittel. Die für Fernsehsender brandgefährlichen Streaming-Giganten wie Netflix und Apple sind denn im TV-Sport keine Konkurrenten.

Sport ist im TV darum das Filetstück.

Und Live-Sport ist durchaus Dienst an der Gesellschaft. Nur hartgesottene SRG-Kritiker halten etwa die Champions League für einen

Verstoss gegen den Service public. Bayern gegen Barcelona ist von öffentlichem Interesse und damit wünschbar in einem öffentlichen Sender. In diesem Punkt muss man Jacqueline Badran recht geben.

Die SRG will das nicht verstehen. Ihr strategischer Niedergang begann 2016. Damals verlor der Nationalsender die Übertragungsrechte im heimischen Eishockey an My Sports, eine Tochter des Kabelnetzbetreibers UPC. Zugleich verlor die SRG die Schweizer Fussball-Liga definitiv an Teleclub. Sowohl im Eishockey wie im Fuss-

Jeder Journalist wird also von genau 1,97 Mitarbeitern aus dem Backoffice betreut.

ball ist das Schweizer TV seitdem nur Subkontraktor, der bloss noch ausgewählte Spiele in Vollzeit übertragen darf. Es sind die Brosamen, die ihm von der dominanten Konkurrenz überlassen werden. Bei der Champions League gibt es nun nicht einmal mehr Brosamen.

Die SRG stieg, wie sie sagt, bei den Sportrechten aus finanziellen Gründen aus, weil sie bei den «horrenden Summen» nicht mithalten könne. Für die Champions League zahlt Teleclub 25 Millionen, für den Schweizer Fussball 35 Millionen im Jahr. Ebenfalls 35 Millionen zahlt My Sports für die Eishockey-Liga.

Solche Beträge, sagt die SRG, liessen sich nicht «refinanzieren», indem die Kosten mit Werbung kompensiert werden. Das ist ein Scheinargument in der Sprache der Privat-

kanäle. Ein öffentlicher Sender muss gar nichts «refinanzieren», denn für sein Programm bekommt er Gebührengelder. Auch bei Sendungen wie «Kulturplatz» oder «Kassensturz» hat noch nie jemand verlangt, dass sie refinanziert werden sollten.

Das Budget für Sportrechte liegt beim Schweizer Fernsehen heute bei 46 Millionen. Es gibt einen einfachen Weg, wie es aufgestockt werden könnte. Die SRG ist in Europa der Sender mit den höchsten Rundfunkgebühren. Sein Verwaltungsapparat ist als Folge dieses Gebührengelds enorm aufgebläht. Hier müsste man ansetzen und nicht beim Sportprogramm.

Das belegen die Personalzahlen. Bei der SRG arbeiten, auf Vollstellen umgerechnet, 1850 Journalisten. In der Bürokratie und der Technik hingegen arbeiten 3650 Köpfe.

Jeder Journalist wird also von genau 1,97 Mitarbeitern aus dem Backoffice betreut. Das ist Bürokratie aus dem Bilderbuch.

Machen wir eine kleine Rechnung. Würden im nichtjournalistischen Apparat der SRG nur schon 15 Prozent der Stellen abgebaut, ergäbe das eine Einsparung von 68 Millionen Franken. Damit könnte man sich Fussball und Eishockey wieder locker leisten. Aber die SRG will in ihrem neusten Sparprogramm, das sie diese Woche verkündete, nicht einmal die Hälfte davon realisieren

Bei meinem Vorschlag würde dann bei der SRG jeder Journalist nicht mehr von 1,97, sondern nur noch von 1,67 Verwaltungsmitarbeitern betreut. Ich glaube, die Journalisten würden das aushalten.

Die Schweiz dreht sich

Erst bei Wahlen, nun auch bei Abstimmungen: Das rot-grüne Lager triumphiert. Wie ist das zu erklären?

Erik Ebnetter

Es gibt in der Schweizer Politik eine einfache Regel: Nach dem Sieg ist vor der Niederlage. Diese Regel lässt sich an der erfolgreichsten Partei der jüngeren Zeit illustrieren. Die SVP gewann die Nationalratswahl 2007 spektakulär. Nie zuvor hatte eine Partei in der Schweiz einen höheren Wähleranteil erreicht: 29 Prozent. Ein paar Wochen später erlitt dieselbe Partei ihre grösste Niederlage: die Abwahl von Bundesrat Christoph Blocher.

Geschichte reimt sich. 2015 steigerte die SVP ihren Schweizer Rekord auf 29,4 Prozent Wähleranteil. Kurz darauf holte sie sich ihren zweiten Bundesratssitz zurück. Ein paar Monate später versenkten Volk und Stände die Durchsetzungsinitiative der Partei, nachdem Umfragen der SVP noch hohe Erfolgchancen bescheinigt hatten. Direkte Demokratie ist eine ständige Übung in Demut.

Schlecht bis miserabel

Dieser Tage geraten alte Gewissheiten ins Wanken. Im Herbst 2019 triumphierten die Grünen in der Nationalratswahl. Kaum je hat eine Partei mehr Wähleranteile auf einmal erobert. Zu den Siegern zählten auch die Grünliberalen, die seither klar nach links gerutscht sind (*Weltwoche* Nr. 39/20). Nie fanden rot-grüne Ideen im Bundeshaus so leicht Mehrheiten wie heute. Der Nationalrat sei «zurzeit ungewöhnlich weit links unterwegs», schreibt die NZZ.

Normalerweise korrigieren Volk und Stände solche Entwicklungen schnell. Diesmal ist es anders. Am Sonntag gewannen SP und Grüne nominell vier, faktisch alle fünf nationalen Abstimmungen. Beim Kredit für den Kampfjet-Kauf, von links bekämpft, errangen die Bürgerlichen nur einen Zufallssieg, obwohl sie mit einem komfortablen Vorsprung gerechnet hatten. Bereits liebäugelt die Gruppe für eine Schweiz ohne Armee mit einer Initiative, um das Geschäft doch noch zu verhindern.

Die Bilanz der Bürgerlichen ist demgegenüber schlecht bis miserabel. Lässt man die Kampfjet-Vorlage beiseite, verlor die CVP zwei von vier Abstimmungen, die FDP drei von vier und die



Disziplin und Fleiss.

SVP alle vier. Während die Zahlen von SVP und FDP für sich sprechen, mag das Abschneiden der CVP auf den ersten Blick noch als halbwegs erfolgreich durchgehen. Allerdings unterlag die Partei ausgerechnet beim Referendum über die Kinderabzüge. Diese Vorlage hatte CVP-Nationalrat Philipp Kutter massgeblich geprägt.

«Papi» Christian Stucki

Was ist passiert? Wie ist das anhaltend schlechte Abschneiden von SVP, FDP und CVP in Wahlen und Abstimmungen zu erklären? Was machen SP und Grüne besser?

Die bequemste Antwort für die Bürgerlichen ist ein Verweis auf den Zeitgeist. Es stimmt: Er weht links. Die grosse Aufmerksamkeit für das Klima hilft den Grünen. Die Pandemie hat die Anspruchshaltung gegenüber dem Staat

verändert. Dieser hat sich plötzlich um jede Eventualität zu kümmern – koste es, was es wolle. Davon profitiert vor allem die etatistische SP. Was sind schon zwei Wochen Vaterschaftsurlaub, wenn man ein halbes Land monatelang in Kurzarbeit halten kann?

Bequem ist dieser Verweis, weil man am Zeitgeist kaum etwas ändern kann: Er weht, wo er will. Das zeigt sich auch an alltäglichen Beispielen. Die Krankenkasse Visana fährt eine Imagekampagne. Auf den Plakaten zu sehen sind Eltern im Familienalltag, darunter Schwingerkönig Christian Stucki. Die Zeile lautet: «Wir sind Mamis.» Oder eben: «Wir sind Papis.» Was noch vor ein paar Jahren unfreiwillig komisch gewirkt hätte, trifft nun den Ton der Zeit. Der Hüne Stucki – 198 Zentimeter gross, 140 Kilogramm schwer – wird von

einem Unternehmen mit der kindlichen Anrede «Papi» vorgestellt.

Niemand entkommt seiner Zeit. Die bürgerlichen Gegner des Vaterschaftsurlaubs, namentlich SVP und FDP, hatten es von Anfang an schwer. Dass ihr Abstimmungskampf den Umständen entsprechend gut war, lässt sich trotzdem nicht behaupten. Vor allem fehlte es an jenen Tugenden, die Bürgerliche gern für sich beanspruchen: Disziplin und Fleiss. In der Schweiz waren es zuletzt vor allem Sozialdemokraten und Grüne, die damit punkteten.

Wie einst die SVP

Der Vaterschaftsurlaub ist ein Paradebeispiel erfolgreicher linker Politik. Man entdeckt ein Thema, das potenziell mehrheitsfähig ist. Es folgt eine Volksinitiative, die zugunsten eines Gegenvorschlags zurückgezogen wird. In diesem Fall forderte ein gewerkschaftsnahes Komitee vier Wochen Urlaub. Am Ende gab man sich mit zwei Wochen zufrieden.

Parallel dazu wird eine breite Kampagne aufgezogen. Gehörten früher die Plakate der SVP zum Strassenbild, so sind es heute die farbige Fahnen, die an Fassaden hängen und für den Vaterschaftsurlaub, die Konzernverantwortungs- oder die Gletscherinitiative werben. Gleichzeitig wird die eigene Botschaft unablässig in den sozialen Medien verbreitet, so wie es die SVP einst in den Leserbriefspalten der Zeitungen tat. Die hohe Stimmbeteiligung in den linken Städten zeigte am Sonntag, wie erfolgreich ein solcher Effort sein kann.

Die Bürgerlichen hatten dem kaum etwas entgegenzusetzen. Der Gewerbeverband, eigentlich der natürliche Gegner eines Vaterschaftsurlaubs, verzichtete auf ein Referendum. Sein Präsident, der frühere SVP-Nationalrat Jean-François Rime, unterstützte das Anliegen sogar. Die SVP war mit der Begrenzungsinitiative und sich selber beschäftigt. Es brauchte das Engagement zweier Einzelpersonen – der beiden SVP-Politikerinnen Diana Gutjahr und Susanne Brunner –, damit ein Referendum zustande kam. Die FDP-Führung merkte sogar erst im letzten Moment, dass ihre Basis die Vorlage ablehnte.

Der Vergleich mit links zeigt, in welchem Formtief die Bürgerlichen stecken. SP und Grüne erneuerten ihre Parteiführungen ohne grosses Aufheben und konzentrierten ihre Kräfte auf die Abstimmungskämpfe. Die SVP suchte dagegen monatelang nach einem neuen Präsidenten, begleitet von beissender Kritik anonymer Mitglieder in den Medien. Als produktiv lässt sich diese Unruhe nicht schönreden. Sie wirkte im Gegenteil lähmend.

Auch die FDP schwächelt. Die Partei hat zwar viel Erfahrung im Regieren und Verwalten, was sie im Luftkampf hoher Politik regelmässig demonstriert. Zuletzt brachte sie ihre beiden Bundesräte problemlos durch die Erneuerungswahl, obwohl sie in der Wählergunst nur noch

knapp vor den oppositionellen Grünen liegt. Im politischen Bodenkampf bekundet die FDP hingegen sichtlich Mühe. Vor ein paar Jahren scheiterten die Freisinnigen sogar daran, eine Initiative einzureichen. Erfolgreiche Kampagnen lassen sich so kaum organisieren.

Hinzu kommt, dass die Partei zurzeit programmatisch durchgerüttelt wird. Das Hin und Her beim Vaterschaftsurlaub ist nur ein Beispiel. Die neue Umwelt- und Energiepolitik ist laut eigenen Umfragen an der Basis umstritten. Auch in der Europapolitik zeigen sich Risse, nach-

Eingebürgerte werden zunehmend zum Machtfaktor.

dem alt Bundesrat Johann Schneider-Ammann jüngst das Rahmenabkommen in der NZZ kritisierte. SP und Grüne treten dagegen geschlossen auf, sogar über die Parteigrenzen hinweg.

All das muss SVP und FDP auch deshalb zu denken geben, weil die demografische Entwicklung gegen sie läuft. In der Schweiz werden jährlich 40 000 Menschen eingebürgert. Die Selects-Studie zeigt, dass diese Personen überdurchschnittlich oft linke Parteien wählen. SP und Grüne kamen 2019 bei dieser Gruppe auf einen kumulierten Wähleranteil von 40 Prozent. Über die gesamte Stimmbevölkerung gesehen, waren es nur 30 Prozent. Bei Abstimmungen dürfte das Muster ähnlich sein, wie ältere Untersuchungen nahelegen.

Eingebürgerte werden zunehmend zum Machtfaktor. Die Abstimmungen über die Kampfjet-Beschaffung und das revidierte Jagdgesetz belegen, dass es auf fast jede Stimme ankommen kann. Die Bürgerlichen stehen vor der schwierigen Frage, wie sie diese Personengruppe besser ansprechen können. Doch das ist nur die eine Herausforderung. Bald sollen schon die 16-Jährigen wählen und abstimmen dürfen. Eine linke Mehrheit im Nationalrat unterstützte kürzlich diesen Vorschlag. Das Kalkül ist offensichtlich: Jugendliche stehen eher links, wovon SP und Grüne profitieren würden. Auch hier sind SVP und FDP gefordert, ebenso die CVP.

Krokodile im Zürichsee

Die Schweiz verändert sich. Eine Initiative für sechs Wochen Ferien war 2012 noch chancenlos. Heute findet der Vaterschaftsurlaub eine solide Mehrheit. Der Föderalismus wird aufgeweicht. Die Pandemie hat einen weiteren Zentralisierungsschub ausgelöst. Schon länger werden die Bergkantone in Fragen überstimmt, die vor allem sie selber betreffen, jetzt wieder beim Jagdgesetz. Ex-Skirennfahrer Paul Accola aus Davos schlägt sarkastisch vor, Krokodile im Zürichsee auszusetzen: «Liebe Stadtzürcher, wo ist das Problem? Die sind doch herzig!»

SVP und CVP, die klassischen Verteidiger von Föderalismus und Subsidiarität, schlagen aus solchem Unmut kaum Kapital. Obwohl beide Parteien in den Städten praktisch chancenlos sind, scheuen sie die Auseinandersetzung mit den dortigen Regierungen. Dabei hätten sie damit die Chance, die einwohnerstarken Agglomerationen zu mobilisieren. Diese sind von der rot-grünen Politik der Städte teils direkt betroffen, zum Beispiel bei Verkehrsfragen.

Dass es auch anders geht, beweisen SP und Grüne. Als der Bund kürzlich das Angebot der Städte ablehnte, Flüchtlinge aus dem abgebrannten Camp im griechischen Moria aufzunehmen, war der Aufschrei gross. Die Medien berichteten ausführlich darüber. Das könnte sich für die Befürworter einer anderen Migrationspolitik auszahlen. Der Bundesrat dürfte sich schon bald wieder mit solchen Fragen beschäftigen. Ob er gleich entscheiden wird, ist alles andere als klar. Die Magistraten registrieren erfahrungsgemäss sehr genau, wie sie öffentlich dargestellt werden.

Auch sonst deutet wenig darauf hin, dass das Powerplay von links nachlässt. Nach der Abstimmung über die Begrenzungsinitiative wird das Rahmenabkommen nun wieder die Debatten dominieren. Die Bürgerlichen sind in der Europapolitik gespalten. Das macht die Gewerkschaften zum entscheidenden Akteur. Angeführt vom machtvollen SP-Nationalrat Pierre-Yves Maillard, werden sie alles daran setzen, SVP, FDP und CVP gegeneinander auszuspielen. So deutet alles darauf hin, dass SP und Grüne tatsächlich eine alte Regel der Schweizer Politik neu schreiben: Nach dem Sieg ist vor dem Sieg.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit www.itjobs.ch die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.itjobs.ch

itjobs CH
KARRIERE AUF SICHER

Kirchen und Konzerne

Aus Gotteshäusern kommt Kritik an Unternehmen. Die Kirchen sollten die Steuern der Firmen in der Dritten Welt ausgeben.

Gottlieb A. Keller

Die Kirchen haben eine wichtige Stellung in unserer Gesellschaft und sind für viele Mitbürger eine moralische Instanz, an deren Grundsätzen sie sich orientieren. Mit Recht erheben die Kirchen deshalb ihre Stimme zu wichtigen Fragen, welche die Menschen bewegen – und äussern sich somit auch zu sozialpolitischen Themen, bei denen ethische Grundsätze zu beachten sind. Es kann deshalb nicht überraschen, dass die Konzernverantwortungsinitiative auch aus kirchlicher Sicht beurteilt wird. Die Beachtung und Einhaltung der Menschenrechte sowie der Schutz der Umwelt sind Werte, die durchaus eingefordert werden dürfen.

Schäden der letzten Jahre beseitigen

Entsprechend wird von und aus den Kirchen die Konzernverantwortungsinitiative im Vorfeld der Abstimmung unterstützt. Jegliche Missstände zu beheben, ist für die globale Wirtschaft genauso schwierig wie für die Kirche angesichts des keineswegs skandalfreien Gebarens. Dies darf aber nicht dazu führen, dass solche Verfehlungen nicht durch ordentliche Gerichte beurteilt und geahndet werden.

Nun müssen juristische Personen in den meisten Schweizer Kantonen Kirchensteuern bezahlen. Davon betroffen sind auch Konzerne und deren Tochtergesellschaften, sofern sie ihren Sitz in einem Kanton haben, in dem Gesellschaften Kirchensteuern entrichten. Konsequenterweise darf – der ethischen Haltung der Kirchen entsprechend – erwartet werden, dass die Kirchen die von Konzernen oder deren Tochtergesellschaften erhaltenen Steuereinnahmen der letzten zehn Jahre für die Beseitigung der Schäden einsetzen, die von den Konzernen in der Dritten Welt angerichtet wurden.

Die Beschränkung auf zehn Jahre entspräche einer normalen Verjährungsfrist, selbst wenn frühere Steuern ebenfalls aus Quellen stammen könnten, die aus ethischer Sicht nicht ganz makellos sind. Dies müsste nicht nur bei einer Annahme der Initiative, sondern erst recht bei einer Ablehnung der Initiative geschehen, da diesfalls das Klagerecht und die Beseitigung der Schäden

aus kirchlicher Sicht mangelhaft bleiben würden. Das Verhältnis der Kirchen zu den Konzernen muss aber nicht nur hinsichtlich der aus den Konzerngewinnen für die Kirchen abgeleiteten, möglicherweise negativ belasteten Profite überdacht werden, sondern auch im Hinblick auf grundsätzliche gesellschaftliche Entwicklungen. Im Aktienrecht ist der Forderung nach Gleichstellung der Geschlechter mit einer «Quotenregelung» in Verwaltungsräten und Geschäftsführungen entsprochen worden. Es mutet nun merkwürdig an, wenn an der Börse kotierte juristische Personen Quoten einhalten müssen, aber gleichzeitig Kirchensteuern zu bezahlen haben für Kirchen, bei denen Frauen von vielen Ämtern ausgeschlossen sind.

Dabei geht es keineswegs darum, dass die betroffenen Gesellschaften diese Steuern nicht mehr bezahlen sollten. Doch falls die betroffenen Kirchen die Regeln nicht innert fünf Jahren anpassen und alle Ämter für beide Geschlechter öffneten, sollten danach die von den kotierten Gesellschaften vorher als Kirchensteuern bezahlten Beträge von den Kantonen direkt für deren soziale Aufgaben ausgegeben werden. Damit würde den Entwicklungen in der Gesellschaft entsprochen, und es müssten nicht bloss die profitorientierten Unternehmungen, sondern auch die Kirchen mithelfen, einen höheren Grad an Gerechtigkeit umzusetzen.

Gottlieb A. Keller war Präsident von Scienceindustries, Swiss Holdings und der Handelskammer Deutschland-Schweiz sowie Vizepräsident von Economiesuisse.



Hunderte von Tonträger: Westphal.

Des Dichters oberster Mund

«König der Vorleser», nannte ihn die *Zeit*. Man hätte ihm auch zugehört, wenn er das Telefonbuch vorgelesen hätte. Für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* war er «ein Mensch, der Stimme wurde». Die verwitwete Katia Mann bezeichnete ihn nach einer Lesung aus Thomas Manns Werken spontan und begeistert als «des Dichters obersten Mund». Und Marcel Reich-Ranicki sprach vom «besten Rezipienten in deutscher Sprache».

Gert Westphal wurde am 5. Oktober 1920, also vor hundert Jahren, in Dresden geboren. 2002 verstarb der deutsch-schweizerische Doppelbürger in Zürich. Dazwischen lag eine grossartige Laufbahn als Schauspieler, Regisseur und Autor, vor allem aber als begnadeter Leser der besten Schriftsteller der Weltliteratur. Ich bekenne: Für mich vergeht kaum ein Tag, an dem ich nicht der Stimme Gert Westphals lausche. Sei es bei der Morgentoilette, bei Autofahrten und – als garantiert wirksame Entspannung nach des Tages Aufregungen – sogar beim Einschlafen. Ohne Gert Westphals Lesungen der «Buddenbrooks», des «Zauberbergs» und der «Joseph»-Romane wäre mir als Hospitalisiertem ein achtwöchiges Zwangsliegen nach einem Autounfall noch weit schwerer gefallen.

Wer Gert Westphals Hörbüchern gelauscht hat, wird danach an jeder anderen Erzählstimme etwas auszusetzen haben. Niemals langweilig, voll und angenehm im Klang, dabei abwechslungsreich modulierend, vermochte er seinen Figuren bis ans Karikaturistische Leben einzuflössen. Mühelos meisterte er plattdeutsche, bayerische oder schweizerdeutsche Dialekte, das Sächsische ohnehin. Selbst Triviales von Karl May oder Hedwig Courths-Mahler bekam durch ihn Niveau. Westphals Hunderte von Tonträgern sind eigentliche Werkinterpretationen. Begraben liegt der Sprachkünstler auf dem Friedhof in Kilchberg, ganz in der Nähe von Thomas Mann.

Christoph Mörgeli

BRIEF VON DER WALL STREET

Jens Korte



Seit Ende der neunziger Jahre berichte ich täglich vom Parkett der New York Stock Exchange, der grössten Aktienbörse der Welt. Wenn es rundgeht, lässt sich die Anspannung auf dem Floor mit Händen greifen. Schliesslich geht es um wahnsinnig viel Geld. Ein Börsenhändler hat das mal so beschrieben: «Stell dir vor, ein gewaltiger Truck rast auf dich zu, und du kannst nur hoffen, dass er rechtzeitig vor dir zum Stehen kommt.»

In der Hitze des Handels brennen dem einen oder anderen auch schon mal die Sicherungen durch. Einmal hat mich ein Trader mit seinem Sandwich beworfen, weil er sich von dem Kamerateil gestört fühlte. Er hat sich später entschuldigt. Zur Hektik kommt diese Mischung aus Tradition und modernster Finanztechnik. Zwar ist der Handel fast komplett automatisiert, aber dennoch gibt es auf dem Floor noch immer ein Gemeinschaftsgefühl. Das habe ich besonders extrem während der Terroranschläge erlebt.

Die Leute, die Aufregung, das Adrenalin – all das fasziniert und hat mich bis heute an der Börse gehalten. Oder besser gesagt bis am 23. März. Die Pandemie hatte New York erreicht, und die Börse machte den Floor komplett dicht. Zwei Monate lang wurde nur elektronisch gehandelt. Das gab es in dieser Form in der 228-jährigen Geschichte der wichtigsten Aktienbörse der Welt noch nie.

Nicht nur die legendäre Aktienbörse, auch die ganze Stadt schien im März über Nacht zum Stillstand zu kommen. Hunderttausende Menschen flohen aus New York. Manhattans Immobilienmarkt erlebt bis heute die höchsten Leerstandsquoten der Geschichte. Die meisten Büros sind verwaist. Tausende Läden, Restaurants und Bars sind

noch geschlossen. Die U-Bahn fährt nach wie vor mit eingeschränktem Betrieb. Die Stadt hat kein Geld mehr, um Graffiti zu entfernen.

Im April starben in New York zeitweilig rund 1900 Menschen – pro Tag. Es wurde ruhig – bis auf die ständigen Sirenen der Krankenwagen. Im Juni ebte das Virus ab. Die Sirenen der Ambulanzen wurden abgelöst durch Geräusche von Helikoptern und Polizeieinsatzwagen. Nach dem Mord an George Floyd brach auch in New

Trump versucht, den Aufschwung als Trumpf für seine Wiederwahl zu spielen.

York eine Protestwelle aus. Es kam zu Plünderungen. Meine täglichen Berichte für SRF, N-TV oder die Deutsche Welle mache ich nach wie vor mit Fahrrad und Stativ quer durch New York.

Landesweit verloren innert Wochen schlagartig rund 40 Millionen Amerikaner ihren Job. Die US-Wirtschaft brach im zweiten Quartal um über 30 Prozent ein. So einen Absturz hat es in dieser Geschwindigkeit selbst während der Grossen Depression noch nicht gegeben. Was in den vergangenen Monaten, wie durch ein Wunder, folgte, waren die stärksten Wachstumsraten der jüngeren amerikanischen Geschichte – allerdings von einem entsprechend tiefen Vergleichsmonat aus. Der technologielastige Nasdaq-Composite- und der S&P-500-Index erreichten neue Rekordmarken. US-Präsident Donald Trump versucht, den Aufschwung der Wirtschaft und der Kurse an der Wall Street als Trumpf für seine Wiederwahl zu spielen. Sollte Joe Biden am 3. November die Wahl gewinnen, würden die Kurse absacken wie ein Stein,

der ins Wasser fällt, twitterte der amtierende Präsident.

Mit der wirtschaftlichen Realität haben die Kursverläufe an der Wall Street wenig zu tun. Sowohl die gesundheitliche als auch die wirtschaftliche Situation haben sich verbessert. Doch es könnte Jahre dauern, bis der Supertanker USA wieder die alte Stärke erreicht. Viele Tendenzen waren schon vor Corona zu beobachten. Das Virus hat jedoch wie ein Brandbeschleuniger gewirkt. Noch im Februar, als der Dow Jones Industrial Average mit rund 29 500 Punkten ein neues Allzeithoch erreichte. Die US-Wirtschaft verbuchte zu diesem Zeitpunkt die längste Expansionsphase der Geschichte.

Dass sich die Aktienkurse so schnell von dem Crash erholt haben, ist vor allem der Notenbank zu verdanken. Nach der Finanzkrise pumpte die Fed innerhalb von 18 Monaten 1,8 Billionen Dollar in das System, um den totalen Stillstand zu verhindern. In diesem Jahr hat die Fed innerhalb von drei Monaten rund drei Billionen in den Markt geblasen. Diese gewaltige Liquidität hat die Wall Street gestärkt. Hinzu kommen zig Billionen Dollar an Hilfgeldern von der Regierung und vom Kongress. Entsprechend ist allerdings auch der Schuldenberg auf neue Rekordmarken gestiegen.

Nun steht die Wahl vor der Tür. Kein Präsident hat sich jemals derart stark mit dem Kursverlauf an der Börse identifiziert wie Trump. Er könne nur gewinnen, so schätzt man unter Börsen-Insidern, wenn der Dow Jones Anfang November bei 30 000 Punkten stehe.

Jens Korte arbeitet seit gut zwanzig Jahren als Wirtschaftsberichterstatter in New York.

Erdogans Inspiration

Sultan Selim I. machte aus dem osmanischen Staat eine Weltmacht.
Der türkische Präsident empfindet eine starke emotionale Verbindung zu ihm.

Pierre Heumann

Die Politik des türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdogan ist von einem Sultan aus dem 16. Jahrhundert inspiriert, von Selim I., auch «der Grimmige» genannt. Der Yale-Historiker Alan Mikhail zeigt in einer detailreichen Selim-Biografie, was Erdogan an Selim fasziniert, der bis zu seinem Tod vor 500 Jahren das osmanische Staatsgebilde zur Weltmacht ausgebaut hat, die den Lauf der Weltgeschichte bis zum Ersten Weltkrieg prägen sollte.

Selim I. lebte in einem brutalen Zeitalter. Doch unter seinen Zeitgenossen stand er im Ruf, besonders grausam zu sein. Den Spitznamen «der Grimmige» trug er nicht ohne Grund: So trat er die Köpfe von denen, die er enthauptet hatte, oder er heftete eine Kriegserklärung an den Schädel von Boten, die ihm ein Friedensangebot unterbreitet hatten, bevor er sie als Zeichen der Ablehnung zum Feind zurückschickte. Auch ermordete er seine älteren Halbbrüder, die ihm den Thron streitig machen wollten. Danach stellte er seinen Vater, den Sultan Bayezid II., vor ein Ultimatum: Wenn er nicht freiwillig zurücktrete, drohte Selim, werde er ihn stürzen. Der Vater wusste, mit wem er es zu tun hatte – und dankte ab. Kurz darauf starb Bayezid II. unter mysteriösen Umständen.

Kontrolle über Mekka und Medina

Selim herrschte zwar bloss während acht Jahren. Doch in der relativ kurzen Zeit verdreifachte er das Gebiet der Osmanen und stieg zum dominierenden Faktor im Mittleren Osten auf. Er vernichtete die schiitische Konkurrenzdynastie in Persien und die sunnitischen Mamelucken in Ägypten. Er gewann die Kontrolle über die heiligen Städte von Mekka und Medina, zudem – zum Entsetzen der Europäer – auch von Jerusalem. Unter ihm wurde das osmanische Imperium, dessen Bevölkerung zuvor grösstenteils christlich gewesen war, mehrheitlich muslimisch. Aus der osmanischen Hauptstadt machte Selim den Mittelpunkt des Islam, indem er Gelehrte, Künstler und Intellektuelle aus Kairo und Damaskus, den damals führenden Zentren



«Schatten Gottes»: Selim I. der Grimmige.

der islamischen Welt, zwangsweise nach Istanbul evakuierte.

So massiv hatte sich das Machtverhältnis durch die Eroberungen Selims zugunsten der Osmanen verschoben, dass in Europa Widerstand gegen Istanbul kein Thema war. Die Osmanen stiessen auf keinen Widerstand. Seit dem antiken Rom war kein Imperium grösser und stärker gewesen.

Mikhail, der vier Jahre in der Türkei gelebt und in den Archiven geforscht hat und der unter anderem Osmanisch, Türkisch und Arabisch beherrscht, bettet Selims Wirken in die globale Geschichte ein, in die Auseinandersetzung zwischen dem katholischen Europa und den Osmanen. So war das Vordringen der

Osmanen entscheidend dafür, dass Kolumbus Indien suchte: Er hoffte, dort den grossen Khan zu finden, den Freund der Christen, der helfen werde, den Islam zu zerstören. Noch am Ende seiner Tage war Kolumbus davon überzeugt, in Asien gelandet zu sein. Überall glaubte er, Symbole und Bauwerke des Islam zu sehen.

Auch Martin Luther stand unter dem Eindruck des Islam. Dass der ketzerische Katholik an der Kapellentür von Wittenberg seine Thesen anschlug, sieht Mikhail unter anderem als Folge des sich ausbreitenden Islam osmanischer Prägung. Luther hatte zuvor viel über den Islam, die Osmanen und deren Verknüpfung von Religion und Politik geschrieben. In der Konkurrenzreligion, der ärgsten Feindin des

Vatikan, sah er ein Vorbild. Der Islam versorgte ihn mit ideologischer Munition für seinen rhetorischen Kampf gegen Papst Leo X.

Nachwuchs mit Konkubinen

Die moralische Verderbtheit des Vatikans habe es den Osmanen ermöglicht, den Islam in der Welt zu verbreiten, war Luther überzeugt. Auch wenn er Muslime als Ungläubige und die Osmanen, die er konsequent als «Türken» bezeichnete, als Feinde betrachtete, versuchte er, sie zu verstehen. Er spielte sogar mit dem Gedanken, den Koran ins Deutsche übersetzen zu lassen. Am Islam gefiel ihm zum Beispiel der Verzicht auf Hierarchien und, wie er glaubte, die Abwesenheit von Korruption und Machtmissbrauch. Zudem sprachen ihn der Verzicht auf kostspielige Ikonen und die damit verbundene Sparsamkeit an.

Erzogen wurde Selim von seiner Mutter Gülbahar, Tochter eines gebürtigen Albaniers, der zum Islam konvertiert war, bevor er in die Dienste der osmanischen Armee trat. Seinen sozialen Aufstieg beschleunigte er, indem er seine Tochter dem Sultan als Konkubine schenkte. Sein (damals übliches) Kalkül: Würde sie dem Herrscher einen Sohn gebären, würde das seinen sozialen Aufstieg beschleunigen. Ein Sul-

Seit dem antiken Rom war kein Imperium grösser und stärker gewesen.

tan zeugte seinen Nachwuchs stets mit Konkubinen, nie mit Ehefrauen. Sobald ein Sohn geboren war, hörten die sexuellen Beziehungen mit der Mutter des Kindes auf, denn es galt die Regel: eine Frau, ein Sohn. Als Selims Vater Bayezid II. Sultan wurde, zog Selim mit seiner Mutter in den Istanbuler Palast, wo er das komfortable Leben eines Prinzen führte.

Früh schon entwickelte Selim den Ehrgeiz, Sultan zu werden. Doch er wusste, dass die Chancen schlecht standen, da seine drei Halbbrüder älter waren als er. Im Alter von siebzehn Jahren übertrug ihm der Vater die Provinz Trabzon am Schwarzen Meer, am äussersten Rand des Osmanenreichs, die wenige Jahre zuvor von seinem Grossvater erobert worden war. Damit war er weit weg vom Machtzentrum. Seine Brüder waren zu dieser Zeit bereits als Gouverneure in der Nähe der Hauptstadt installiert.

Selims Benachteiligung erwies sich indes als Vorteil, als Schule für seine künftigen Herausforderungen. Denn die Grenzstadt an der Seidenstrasse war nicht nur ein wichtiges Handelszentrum, sie hatte auch ein landwirtschaftlich ertragreiches Hinterland, das bis heute für seine Kirschen und Haselnüsse bekannt ist. Vor allem aber: Während seine Brüder über stabile Provinzen herrschten, war Selim an der Grenze des Osmanenreichs von Anfang mit militärischen Herausforderungen

konfrontiert; er musste für die Sicherheit seines Gebietes kämpfen. Auch drückte der junge Adlige der Stadt den osmanischen Stempel auf, indem er in der überwiegend christlichen Stadt für eine muslimisch-osmanische Mehrheit sorgte, und er machte Deals mit wichtigen Clans, um seine Macht abzusichern.

Doch die Herrschaft in der abgelegenen Provinz war ihm nicht genug. Um seinen Halbbrüdern bei der Machtübernahme zuvorzukommen, rückte er mit Truppen gegen den Palast seines Vaters vor und setzte diesen ab.

Acht Jahre später kehrte Selim nach seinen Eroberungsfeldzügen als Anführer der muslimischen Welt in den Istanbuler Palast zurück. Und setzte sich ein neues Ziel: die Eroberung Marokkos, um sich Zugang zum Atlantik zu verschaffen. Doch seinem Ehrgeiz kam eine Krankheit in die Quere, die ihn schliesslich aus dem Leben riss. Er starb am 22. September 1520. Sein Sohn, Suleiman der Prächtige, konnte den Thron ohne Machtkämpfe besteigen und regierte länger als alle anderen Sultane vor und nach ihm. Er festigte die Justiz und die Bürokratie, zudem seine Position in Ungarn und im Irak.

Kolossaler Symbolgehalt

Vor Erdogan hatte sich die türkische Politik vom Erbe der Osmanen distanziert. Jetzt wende dieser «enorme Ressourcen» auf, um das Vermächtnis Selims, der als «Schatten Gottes» in die Geschichte einging, zu fördern, sagt der Historiker Mikhail im Gespräch mit der *Weltwoche*. Erdogan suche häufig Selims Grabstätte auf, und er benannte vor sieben Jahren die dritte Brücke über den Bosphorus nach Selim – eine Brücke, die Asien mit Europa verbindet. Dass die Yavuz-Sultan-Selim-Brücke am 29. Mai eingeweiht wurde, sei ebenfalls von kolossalem Symbolgehalt: An jenem Tag im Jahr 1453 eroberte Selims Grossvater, Sultan Mehmed II., Konstantinopel, das er in «Istanbul» umbenannte.

Die Umwandlung der Hagia Sophia in eine Moschee, meint der Historiker, sei das bisher letzte Beispiel für die Dominanz der sunnischen Religion im Weltbild Erdogans.

Alan Mikhail: *God's Shadow. The Ottoman Sultan Who Shaped the Modern World.* Faber & Faber. 496 S., Fr. 35.90



INSIDE WASHINGTON

Heute so, morgen anders

«Es heisst zwar, dass über keinen Kandidaten im letzten Jahr einer Präsidentschaft abgestimmt werden sollte. Aber in der Verfassung steht nichts, was diese Auffassung stützen würde; und in unserer Geschichte schon gar nichts.» Mit diesen Worten argumentierte der ehemalige Vizepräsident Joe Biden 2016 in der *New York Times* über die Angemessenheit, einen vakanten Sitz am Obersten Gerichtshof während eines Wahljahres zu besetzen. Später im selben Jahr erklärte der Demokrat in einer Rede vor der Georgetown Law School: «Ich würde mit einer Bestätigung fortfahren [...] sogar einige Monate vor einer Präsidentschaftswahl.»

Nach dem Tod von Richterin Ruth Bader Ginsburg liegt die Entscheidung nun in republikanischen Händen, eine Nachfolge zu nominieren. Und plötzlich soll nicht mehr gelten, was zuvor die Richtlinie der Demokraten war. Der Minderheitenführer des Senats, Chuck Schumer, behauptet: «Präsident Trump und der republikanische Mehrheitsführer Mitch McConnell wagen, das zu tun, was sich niemand zuvor je getraut hat. Sie drängen schamlos darauf, den Sitz von Richterin Ginsburg weniger als vierzig Tage vor einer Präsidentschaftswahl zu besetzen.»

Tatsächlich gab es in der US-Geschichte während eines Wahljahres oder vor der Amtseinführung des neugewählten Präsidenten 29-mal einen freien Sitz am Obersten Gerichtshof. Jedes Mal hat der amtierende Präsident einen Kandidaten ernannt. Ginsburg selbst wies vor vier Jahren darauf hin: «Nichts besagt in der Verfassung, dass der Präsident in seinem letzten Jahr nicht mehr Präsident ist.» Und es gibt nichts, was Trumps Gegner davon abhalten wird, den bevorstehenden Kampf um Trumps Kandidatin, Amy Coney Barrett, politisch so heftig auszuschlachten wie nur möglich.

Amy Holmes

Als die SP für die Unabhängigkeit kämpfte

Vor hundert Jahren wehrten sich die Sozialdemokraten als einzige Partei gegen den Beitritt der Schweiz zum Völkerbund. Heute drängen die Genossen in den Uno-Sicherheitsrat.

Peter Keller

Noch während der Herbstsession sprach Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga per Videobotschaft an der Generalversammlung der Vereinten Nationen in New York. Rechts von ihr hing die Schweizer Fahne, links leuchtete himmelblau und einträchtig die Flagge der Uno. «Nehmen wir unsere Verantwortung wahr», lautete der programmatische Titel von Sommarugas Rede. Es gebe Momente, so die SP-Politikerin feierlich, die ganze Generationen prägten. «Die Gründung der Vereinten Nationen vor 75 Jahren war ein solcher Moment. Dafür müssen wir unseren Eltern dankbar sein.»

Ihren – politischen – Grosseltern hätte sie weniger dankbar sein können. Denn genau genommen war die Gründung der Uno 1945 bereits der zweite Anlauf, eine globale Organisation zu bilden, welche die internationale Zusammenarbeit fördern und in Konfliktsfällen eingreifen sollte. Unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg wurde der Völkerbund geschaffen mit Sitz in Genf. 1920 sprach sich eine lustlose Mehrheit der Schweizer Stimmberechtigten für den Beitritt aus. Simonetta Sommaruga tat gut daran, dieses hundertjährige Jubiläum zu verschweigen. Denn während die bürgerlichen Parteien, inklusive der Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei (Vorläuferin der SVP), allesamt für eine Mitgliedschaft im Völkerbund warben, gaben die Sozialdemokraten die Nein-Parole heraus.

Pochen auf Prinzipien der Demokratie

Wortführer der SP war der eben aus dem Gefängnis entlassene Landesstreikführer Robert Grimm. Er störte sich daran, dass der Völkerbund eine Konstruktion der kapitalistischen Siegermächte sei und dass das revolutionär-bolschewistische Russland ausgeschlossen bleibe. Grimm donnerte: «Früher haben die aristokratischen Beherrscher der Schweiz wenigstens nur einzelne Bürger an das Ausland, an Könige und Fürsten verkauft, jetzt verschachern sogenannte Demokraten das ganze Volk an das Verbrechen der imperialistischen Grossmächte.» Der Völkerbund widerspreche all

dem, was man unter Recht, Gerechtigkeit, Demokratie, Selbstbestimmungsrecht und Volksherrschaft verstehe.

In der Debatte des Nationalrats kritisierte der Solothurner Sozialdemokrat Jacques Schmid den Völkerbund als undemokratisch, so dass man sich wundern müsse, «wie diejenigen Herren hier im Saale, die die Demokratie immer und immer wieder im Munde führen, den Beitritt zu diesem Gebilde empfehlen können». Seine Kritik: Die Grossmächte der Entente, die den Weltkrieg gewonnen hatten, regierten «mit diktatorischer Gewalt von oben das ganze Gebilde des Völkerbundes».

Es ging um den Aufbau des Völkerbundes mit dem «Völkerbundsrat» an der Spitze. Er entspricht dem heutigen Sicherheitsrat der Uno mit seinen fünf ständigen Mitgliedern USA, Russland, China, Grossbritannien und Frankreich, die mit ihrem Vetorecht jeden Beschluss der Generalversammlung blockieren können. Auch der Neuenburger SP-Nationalrat Charles Naine ortete ein Demokratiedefizit, zumal es sich beim Völkerbund letztlich um eine Vereinigung von «Diplomaten und Regierungen» handle. Dabei würden die grundlegendsten Prinzipien der Demokratie fehlen: Die Völker könnten den Völkerbund und seine Ent-

scheidungen nicht einmal aus der Ferne kontrollieren.

Im Nationalrat verhöhnte Robert Grimm den Bundesrat und sein «Buhlen um die Gunst der Grossen». Und an seine Kollegen im Ratssaal gerichtet: «Bilden wir uns doch nicht ein, dass an der Politik des Völkerbundes irgendetwas geändert werde, wenn die Schweiz dem Völkerbunde beigetreten sei [...] Meine Herren, die kleinen Nationen sind Scheidemünzen in der Hand der Diplomatie der Grossmächte und nichts anderes.» Grimms hellsichtiger Spott trifft hundert Jahre später seine Parteigenossin Simonetta Sommaruga, die in ihrer Rede vor der Uno-Generalversammlung in allem Ernst erklärte: «Mein Land ist bereit, noch mehr Verantwortung zu übernehmen, und aus diesem Grund kandidiert die Schweiz zum ersten Mal für einen nichtständigen Sitz im Sicherheitsrat für den Zeitraum 2023–2024.»

Fast wortgleich wie die SVP

Spielball der Grossmächte, undemokratischer Aufbau, Organisation von Diplomaten und Regierungen, wider das Selbstbestimmungsrecht der Völker: Was 1920 die Rhetorik von links war, vertrat die SVP 2002 fast wortgleich im Kampf gegen den Beitritt der Schweiz zu den Vereinten Nationen: Sie kritisierte die «Grossmachthörigkeit» des Bundesrates und dass in der Uno die Diplomaten das Sagen hätten und nicht das «einfache Volk».

Aber die Schweiz müsse doch mitmachen, sonst würden «wir uns isolieren» und hätten mit «Repressalien» zu rechnen, gibt Robert Grimm 1920 die Bedenken der Befürworter wieder. «Diese Melodie kennen wir, und wir kennen auch den Text ... Passt auf, das Ausland könnte sich rächen!» Der starke Mann der damaligen SP spottet: «Diese Politik der Schreckmännchen imponiert uns heute nicht mehr.» Aber seinen blutarmen Partei-Enkelinnen und -Enkeln.



Quelle: Zwei Parlamentsdebatten zum Völkerbundsbeitritt der Schweiz vor 100 Jahren (Parlamentsdienste, 2020).

Bleibt Trump auch nach einer Niederlage?

Die Spekulationen der Demokraten sagen mehr über sie selber aus als über den Präsidenten.



Noch gut dreissig Tage Wahlkampf in Amerika. Der eine Kandidat führt eine abgeschirmte Keller-Strategie mit Corona-Maske, der andere ist öffentlich sehr aktiv, offenbar Corona-resistent. Er ist ja auch Präsident.

Die gegenseitigen Verteufelungen sind abgründig, aber nicht neu. Zu den Ladenhütern fast aller präsidentialen Feldzüge der jüngeren Vergangenheit gehört die Behauptung im Vorfeld, dass der besiegte Widersacher das Ergebnis der Wahlen nicht akzeptieren werde.

Weil Donald Trump Präsident ist und weil er sich zu allem und jedem in einer Art und Weise äussert, die sehr direkt ist und ichbezogen, steht er vor allem im Fadenkreuz. Die meisten Journalisten, die über den Wahlkampf berichten, wollen Trump entblößen, als gefährlich und inkompetent hinstellen.

So entspannt sich im Rahmen einer Pressekonferenz folgender Wortwechsel:

Journalist: «Verpflichten Sie sich hier und heute auf einen friedlichen Transfer der Macht nach den Wahlen? Es hat Krawalle und Ausschreitungen in vielen Städten dieses Landes gegeben. Werden Sie sicherstellen, dass es nach den Wahlen eine friedliche Übergabe der Macht geben wird?»

Trump: «Nun, wir werden sehen, was passiert. Wie Sie wissen, habe ich mich sehr stark über die Abgabe der Stimmzettel beklagt. Und diese ist ein Desaster.»

Journalist: «Das verstehe ich, aber die Leute randalieren. Legen Sie sich darauf fest, eine friedliche Machtübergabe sicherzustellen?»

Trump: «Wir wollen ... Schaffen Sie die schriftlichen Wahlzettel beiseite, und wir wer-

den eine sehr friedliche ... Es wird gar keinen Transfer geben, offengestanden, es wird eine Fortsetzung geben.»

Trump antwortet auf die gestellte Frage, was sonst bei Politikern ausser Mode gekommen ist. Aus seinen Antworten wird nun die Weigerung destilliert, dass er «eine friedliche Machtübergabe» nicht garantieren will. Mehr noch: dass er im Falle einer Niederlage das Weisse Haus nicht verlassen würde. Und schliesslich, dass er die amerikanische Demokratie deshalb aushebelt. Trump – der Autokrat, ein Diktator wie Putin oder der Ungar Viktor Orbán. Joe Biden hat ihn vor kurzem mit Joseph Goebbels verglichen – die Nazi-Keule, mehr geht nicht.

Auf der Gegenseite hat Hillary Clinton Joe Biden aufgefordert, auf jeden Fall eine allfällige Niederlage nicht anzuerkennen. Normalerweise wird in der Wahlnacht klar, wer gewonnen hat. Der Unterlegene telefoniert dem Sieger und gratuliert ihm zur Wahl. Die *Washington Post* hatte vor kurzem die Headline: «Demokraten könnten den Resultaten der Wahl nicht trauen, wenn Trump gewinnt».

Im Jahr 2000 gratulierte Al Gore George W. Bush zunächst zum Wahlsieg, zog den Glückwunsch dann später zurück. Es begann das wochenlange Ringen um das Wahlergebnis in Florida, das schliesslich vom Obersten Gerichtshof entschieden wurde. Gore hatte versucht, die Stimmauszählung so lange wiederholen zu lassen, bis schliesslich ein Ergebnis zu seinen Gunsten herauskommen würde.

Leider ist es so, dass die Demokraten Hillarys Schlappe 2016 nie akzeptiert haben. Sie

bezeichneten Trump als illegitimen Präsidenten, gründeten die «Resistance», bedrängten ihn mit Russland-Untersuchungen, um ihre eigenen Fehlritte zu kaschieren, inszenierten ein Impeachment ohne jede Erfolgsaussicht, schmähten ihn als Lügner und Parvenu.

Wahrscheinlich ist, dass die Demokraten auf einen neuerlichen Misserfolg ähnlich reagieren und ihre «Alliierten» im gewalttätigen Demonstrationsgetto weitere Unruhen inszenieren würden. Früher kam es vor, dass die unterlegene Partei untersuchte, weshalb sie verloren hatte, und damit den Boden für künftige Wahlsiege legte. Trump dagegen würde im Fall der Fälle das Weisse Haus umgehend verlassen, und zwar ohne Möbel mitzunehmen wie einst die Clintons.

Tatsächlich ist die briefliche Stimmabgabe in vielen Staaten ein Desaster. Trump wollte bei der notorisch unzuverlässigen amerikanischen Post Einsparungen veranlassen. Darauf wurde ihm der Vorwurf gemacht, er wolle die Stimmabgabe der Demokraten behindern, die die Briefwahl mehr benützen als die Republikaner. Trump machte das Sparvorhaben rückgängig.

Die «Resistance» der Demokraten war reine Zeitverschwendung. Die Partei radikalisierte sich, driftete stark nach links, und der Sozialist Bernie Sanders konnte nur in letzter Minute mit dem letzten Aufgebot – Joe Biden – gestoppt werden. Die «vernünftige» Mitte wurde im Primärwahlkampf ausgeradiert. Die Partei hätte, statt sich auf Trump einzuschliessen, intern politische Basisarbeit leisten müssen.

Schwarzmalerei am Blausee

Philipp Hildebrand und seine Kollegen von der Blausee AG instrumentalisieren die Medien beim Fischsterben in ihrer Forellenzucht. Die Argumente gegen die Bauwirtschaft sind grotesk.

Christoph Mörgeli

Der Auftritt an der Medienkonferenz wirkte skurril. Am Tisch sassen die drei Blausee-Mehrheitsaktionäre Stefan Linder vom Swiss Economic Forum, André Lüthi vom Reiseveranstalter Globetrotter sowie – hauptsächlich beachtet – Philipp Hildebrand, Ex-Nationalbankpräsident, heute Vermögensverwalter bei Blackrock und angeblich Figurant auf der «Shortlist» fürs CS-Präsidium. Als Einziger sprach Linder, nämlich über ein grosses Fischsterben im oberen Kandertal. Hildebrand sass händereibend und wortlos da, durch eine Schutzmaske geschützt und so stumm wie ein Fisch in seinem Blausee.

Möglicherweise ist er ein gebranntes Kind seit dem Debakel seiner eigenen Medienkonferenz, die 2012 zu seinem unrühmlichen Abgang von der Spitze der Nationalbank geführt hat. Aber der Financier markierte immerhin mit seiner Präsenz, dass er auf der Seite der bedrohten Umwelt, der ermordeten Tiere und der – allerdings gutmaskierten – Eigeninteressen steht. Nur einmal brach er sein Schweigen, um zu raunen, eine Strafanzeige sei zwingend. Dabei liess er sich einen einzigen Satz entlocken: «Ich stehe vollumfänglich hinter Stefan Linders Worten.»

Rechercheverbund von SRF und Tamedia

Kurz zuvor hatte der Verbund von SRF-«Rundschau» und Tamedia Schlagzeilen wie «Fischsterben im Blausee», «Umweltskandal in Bern» und «Lötschberg-Deponie unter Verdacht» veröffentlicht. Die Journalisten inszenierten sich als gerissene Privatdetektive, die zu mitternächtlicher Geisterstunde eine ungeheuerliche Vergiftung von Grundwasser und Tierwelt aufdeckten. Das Trio Linder, Lüthi und Hildebrand wiederholte den Verdacht, das Zwischenlager Blausee-Mitholz für Schotter- und Schwellenmaterial vom Tunnelaushub im Lötschberg habe im Blausee wiederholt zu einem Fischsterben geführt. Sie stellten den Vorwurf in den Raum, die Baufirma Marti und die Baustofffirma Vigier hätten im Steinbruch eineinhalb Kilometer oberhalb des Blausees «giftigen Sondermüll deponiert». Tatsächlich hatte Vigier die Grube mit dem zunächst als sauber deklarierten Tunnel-



«Wir wollen wissen, wem wir die Rechnung schicken können»: Ex-SNB-Chef Hildebrand, Blausee-Aktionär Linder.

aushub aufgefüllt. Sobald eine Neudeklarierung das Material als «leicht verschmutzt» beurteilt hatte, wurde dieses innert eineinhalb Tagen ausgebaggert und fachmännisch entsorgt.

Eine Deponie für Sondermüll existierte in jenem Steinbruch nie. Wohl aber ein jederzeit eingehaltener Sicherheitsabstand von vier Metern über dem Grundwasser. Dennoch behauptete Stefan Linder namens der Blausee AG: «Die Situation ist aber so, dass nach wie vor bis heute Sondermüll praktisch jede Nacht auf den Steinbruch gekarrt wird.» Die einflussreichen Wirtschaftsführer präsentierten Analyseresultate dieses Steinbruchs, ohne je eine Bewilligung für eine Probenahme erhalten zu haben und ohne zu erklären, wie und wo die Proben entnommen worden sind. Die so erhobenen Werte übertrugen sie unbesehen auf die Wasserqualität ihres Blausees. Und behaupteten nun, der Grenzwert von Blei sei um das 260 000-Fache überzogen worden, was bei erlaubten 10 Mikrogramm sagenhafte 2,6 Gramm Blei pro Liter ausmachen würde. Beim Eisen betrage die Überschreitung das 100 000-Fache, weswegen bei erlaubten 0,2 Milligramm jeder Blausee-Liter durch 20 Gramm Eisen belastet würde.

Allerdings haben die aktuellen Proben der Geotest AG – erhoben unter Aufsicht des kantonalen Amtes für Wasser und Abfall (AWA) – keinerlei Gefährdung festgestellt, schon gar keine krebs-erregenden PAK (polyzyklische aromatische Kohlenwasserstoffe), deren Grenzwert gemäss Blausee-Eigner um das 424 000-Fache überschritten sei. Ankläger Stefan Linder bezeichnete die vormontierten Gleis- und Schwelleneinheiten (Gleisjoche) als Ursache einer «grossen

Mit ihrer Angstmacherei wollen die Mehrheitsaktionäre die lokale Bevölkerung auf ihre Seite ziehen.

Verunreinigung». Warum aber hätten ein paar solcher Einheiten zu einem Fischsterben führen sollen, wo doch über hundert Jahre lang bei genau denselben Schienensträngen nichts passiert ist? Nicht weniger absurd scheint das Schwadronieren über eine zeitweise «Trübung des Sees wegen Ablagerung». Es ist ein völlig natürliches Phänomen, dass sich Gewässer nach Gewittern und Niederschlägen zeitweise eintrüben. Überhaupt erscheint die plötzliche

Betonung des Grundwassers seltsam. Gemäss öffentlicher Eigenwerbung wird der Blausee durch «Bergquellwasser» gespeisen.

Amtliche Totalentwarnung

Schlicht unverantwortlich ist die Angstmacherei der drei Mehrheitsaktionäre, mit der sie die lokale Bevölkerung auf ihre Seite ziehen wollen. So verlas Stefan Linder mit voller Unterstützung von Philipp Hildebrand folgenden Text: «Wir von der Blausee AG machen uns grosse Sorgen um die Gesundheit der Talbevölkerung im Wissen, dass Frutigen und Reichenbach Grundwasser ins öffentliche Trinkwassernetz speisen.» Mit solcher Stimmungsmache werden – vom grünliberalen Nationalrat Jürg Grossen zusätzlich angeheizt – die Bewohner des ganzen Kantons beruhigt. In Wahrheit haben sämtliche Messungen in den Gemeinden keinerlei gesundheitsschädigende Spuren nachgewiesen.

Ein vom kantonalen Amt für Wasser und Abfall bestätigter Bericht der Geotest AG vom 21. September kam zum Schluss, dass im Steinbruch Blausee-Mitholz die verfügte Abbauhöhe eingehalten wurde und weder im Sicherheitsbereich von vier Metern über dem Grundwasser noch im Grundwasserbereich eine Abbautätigkeit stattgefunden hat. «Die Entsorgungsmengen und Entsorgungswege wurden vollständig und korrekt erfasst und dokumentiert.» Der als «schwach verschmutzt» klassierte Gleisaushub sei «vor Ort lediglich umgeladen und an die Gleisschotterwaschanlage in Wimmis weitergeleitet» worden. Den nicht verschmutzten Gleisaushub bereitete die Firma Vigier mittels Trockensiebung auf. Tausend Tonnen «schwach verschmutzter Gleisaushub» wurden wieder ausgehoben und auf einer Deponie in Wimmis abgelagert.

2018 waren noch die Pollen schuld

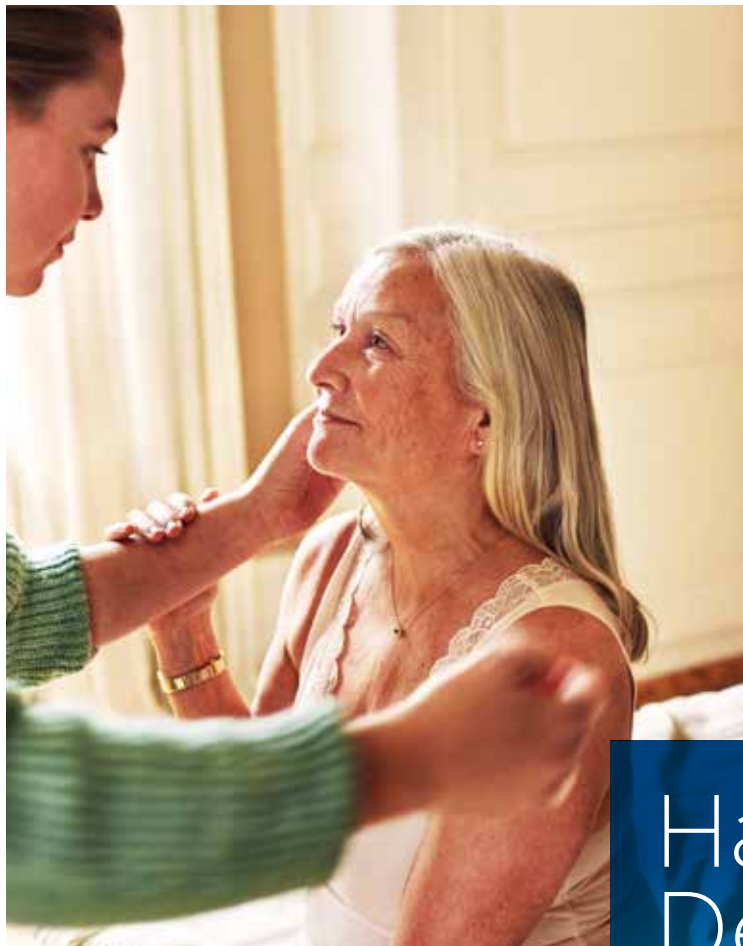
Trotz solcher Entwarnung der zuständigen Behörden dozierte der Verwaltungsratspräsident der Blausee AG vor den Journalisten, dass das grosse Fischsterben mit den Bauarbeiten im Tunnel begonnen habe. Anlässlich eines Massenfischsterbens im Frühjahr 2018 hatte derselbe Stefan Linder noch erklärt: «Dies war auf den enormen Polleneintrag in den Blausee und in die Fischbecken zurückzuführen.» Auf verschmutzte Bahnmaterialien war man beim «Gift für die Forellen» damals noch nicht gekommen, weil damals am Lötschbergtunnel noch gar nicht gearbeitet wurde. Doch jetzt beruhigte Linder flugs in eigener Sache: «Die Forellen, die wir verkaufen, sind bezüglich Belastung völlig unbedenklich.» Argumentativ ein ebenso eigenütziger wie halsbrecherischer Befund, wenn man bedenkt, dass der Blausee angeblich laufend verunreinigt wird und sich gefährliche Schwermetalle dauerhaft in den Fischen ablagern müssten.

Bald schon kam Linder im Namen der Aktionäre auf die Zahlen zu sprechen. Die Blausee AG habe vierzig Tonnen Bio-Forellen im Wert von zwei Millionen Franken verloren. Dies ergäbe einen Fantasiepreis von fünfzig Franken pro Kilo. Tatsächlich beträgt der Kilopreis von Blausee-Forellen im Detailhandel zwischen zehn und zwölf Franken. Der ausgebildete Politologe Philipp Hildebrand lässt also noch immer ähnlich fantasievoll zu seinen Gunsten rechnen wie seinerzeit als Nationalbankpräsident bei seinen privaten Währungsspekulationen.

«Wir wollen wissen, wem wir die Rechnung schicken können», meinte Stefan Linder schliesslich. Damit enthüllte die Blausee AG ihr eigentliches Motiv: Es geht um Geld. Denn die Fischzuchtanlagen sind in die Jahre gekommen und

müssten erneuert werden. Die Sauerstoffzufuhr ist ein komplexes Problem, Krankheitserreger sind immer wieder ein Thema. Interessanterweise wurde als Bildbeweis des «Massensterbens» im See immer nur eine einzige, seitlich schwimmende Forelle gezeigt. Die Aufnahmen der vielen Fischleichen stammten stets aus einem Bassin, in dem die «Bio-Forellen» in Massentierhaltung hochgefüttert werden.

Es herrscht offensichtlich Investitionsbedarf bei der Blausee AG. Und es wäre für Philipp Hildebrand und seine Mitstreiter ganz einfach vorteilhaft, wenn dank unterstützendem Trommelfeuer der staatlichen und halbstaatlichen Medien schliesslich zwei unbescholtene privatwirtschaftliche Unternehmen die Zeche bezahlen müssten.



Bereit für alles, was dein Leben mit dir vorhat:
Wir unterstützen unsere 1.7 Millionen Versicherten nicht nur als Krankenversicherung, sondern setzen uns aktiv für sie ein: beim Gesundbleiben, Gesundwerden und beim Leben mit Krankheit.

[Mehr über unsere Gesundheitsangebote auf hallo-leben.ch](#)

Hallo Demenz.

Hallo Leben.

Deine Gesundheit.
Dein Partner.



Beckenbauer auf Eis

Das Berner Roman Josi spielt seit zehn Jahren bei den Nashville Predators. Mittlerweile gilt er als einer der besten Verteidiger der Welt.

Klaus Zaugg

Er braucht das F-Wort oft. Der Kanadier John Van Boxmeer ist ein Haudegen. Einer der letzten seiner Art. Der ehemalige NHL-Verteidiger braucht das F-Wort auch, wenn er begeistert ist. Dann hat es einen rauhen Charme. Ich vergesse diesen Vormittag im Herbst 2006 nicht: Wir sitzen im Berner Eishockey-Tempel beim Kaffee, und John Van Boxmeer ist geradezu aufgewühlt. Was für ein «f...» Talent habe man hier bei den Junioren. Dieser «f...» Junge werde es «f...» sehr, sehr weit bringen. Er habe noch nie so einen «f...» begabten Spieler gesehen. Der Junior, der ihn fast aus der Fassung bringt, heisst Roman Josi und ist gerade sechzehn Jahre alt.

Defensive Seriosität

John Van Boxmeer hat im Sommer 2006 den SCB als Cheftrainer übernommen. Wir sehen: Das Talent ist früh von höchst kompetenter Seite erkannt worden. Im Gegensatz zu einem anderen SCB-Junior, der sich ab 2006 als erster Schweizer Feldspieler in der NHL durchsetzt: Mark Streit wird in Bern im Juniorenalter als untauglich für unsere höchste Liga ausgemustert. Was erklärbar ist. Mark Streit war nie ein Genie. Nie ist er in unnachahmlicher Eleganz übers Eis geschwebt wie Roman Josi. Auf eine Fussball-Skala übertragen, wäre er trotz allen Offensivqualitäten Berti Vogts näher als Franz Beckenbauer. Roman Josi hingegen ist ein «Kaiser» seines Spiels wie Beckenbauer. Er spielt auf gefrorenem Wasser, als könne er übers Wasser schreiten. Dies allerdings mit der defensiven Seriosität eines Berti Vogts gewürzt. John Van Boxmeer setzt den Junior schon mit siebzehn Jahren regelmässig in der ersten Mannschaft ein. 2009 steht Roman Josi bei der Eishockey-WM in Bern und Kloten bereits im Nationalteam.

Zwei Faktoren sind nun für die grosse Karriere entscheidend. Einen kann Roman Josi beeinflussen. Einen nicht. Was er nicht beein-

flussen kann: die Wahl des Arbeitsplatzes. Die Nashville Predators sichern sich die Rechte am Berner Talent. Es spielt sehr wohl eine Rolle, in welcher NHL-Organisation eine Karriere beginnt. Nashville, die Country-Welthauptstadt, erweist sich bald als Glücksfall. Hier fehlen die Arroganz und die Ungeduld, die es Management, Trainern und Spielern in den grossen Hockey-Städten, in New York, Toronto, Boston



Als könne er übers Wasser schreiten: Ausnahmetalent Josi.

oder Montreal, oft schwermachen. Die «Music City» hat nicht einmal eine Million Einwohner. Die Mentalität ist eine ländliche, und es gibt keine andere NHL-Organisation, die Besucher so freundlich empfängt. Nashville ist in gewisser Weise das Langnau der NHL.

Wertvollster Spieler der WM

Was Roman Josi hingegen beeinflussen kann, ist die Ausgestaltung seines Arbeitsvertrages. Und auch da hat er Glück. Mit dem Zürcher Anwalt Georges Müller, auch zertifizierter NHL-Agent, hat er einen klugen Freund an seiner Seite, der langfristig denkt. 2013 gehört Roman Josi bereits zu den besten Verteidigern der Welt. Er ist in Nashville Stammspieler, führt bei der WM in Stockholm die Schweiz bis in den Final und wird zum wertvollsten Spieler

(MVP) des gesamten Turniers erkoren. Noch nie ist einem Schweizer diese globale Ehre zuteilgeworden. Sein Einstiegsvertrag in Nashville läuft aus, und nun ist es Zeit, die ersten Millionen einzufahren. Auf den ersten Blick ist sein neuer Vertrag mit einer Gesamtlohnsomme von 28 Millionen Dollar lukrativ. Aber über die Dauer von sieben Jahren (bis 2020) fällt sein Salär von «nur» vier Millionen pro Saison im Verständnis der Branche geradezu mickrig aus.

Der Entscheid, auf maximale Geldforderungen zu verzichten und auf Langfristigkeit zu setzen, hat einen guten Grund: Roman Josi hat noch bei seinen Einsätzen mit dem SC Bern Gehirnerschütterungen erlitten, und jede weitere derartige Verletzung könnte seine Karriere beenden. Mit der langen Vertragsdauer bekommt er Sicherheit. Der Druck wird für den Spieler und für den Klub geringer.

«Roman Josi Day»

Im letzten Vertragsjahr ist nun Roman Josi soeben vom Verband der NHL-Medienschaffenden zum besten Verteidiger gewählt und mit der Norris-Trophy ausgezeichnet worden. Es ist auch die erste solche Auszeichnung für die Predators, und Bürgermeister John Cooper hat den 23. September zum «Roman Josi Day» erklärt. Roman Josi ist nun der beste Verteidiger der wichtigsten Liga der Welt. Also der beste Verteidiger der Welt. Längst ist er auch Captain seines Teams und nun auch einer der bestbezahlten und der bestverdienenden Mannschaftssportler in unserer Sportgeschichte. Sein neuer Siebenjahresvertrag hat einen Wert von 72 Millionen oder 8 Millionen Dollar im Jahr. John Van Boxmeer ist 67 geworden und arbeitet inzwischen als hochangesehener Scout (Talentsucher) für den NHL-Klub Buffalo. Er hat sich 2006 wahrlich nicht geirrt.

Ich wäre lieber nicht dabei

Über die Qual der Wahl in diesen Tagen.



Die Corona-Krise richtet nicht nur einen gewaltigen wirtschaftlichen Schaden an, «sie belastet auch die psychische Gesundheit von Millionen Menschen». Laut einer repräsentativen Umfrage, die der französische Versicherer Axa bei einem deutschen Marktforscher in Auftrag gab, hat ein knappes Drittel der Befragten «eine Verschlechterung der eigenen psychischen Verfassung während der Krise» beobachtet, ein Viertel der Befragten gab an, «gefühlte Kontrolle über das eigene Leben verloren zu haben».

Das sind keine guten Nachrichten. Dennoch überkam mich, als ich einen Bericht über die Axa-Corona-Studie las, ein Gefühl der Erleichterung. Gelobt sei der Herr, dachte ich, ich bin nicht allein! Millionen von Menschen geht es wie mir! Sie stehen morgens mit einer Panikattacke auf und quälen sich abends vor dem Schlafengehen, nachdem sie die «Tages-themen» oder das «Heute-Journal» gesehen haben, mit der Frage, wie gross die Chancen sind, dass sie sich im Laufe des Tages infiziert haben. Dazwischen versuchen sie zu funktionieren. Sie tragen Masken und halten Abstand, desinfizieren sich stündlich die Hände, machen einen Bogen um Ansammlungen mit mehr als drei Personen und halten die Luft an, wenn ein Jogger oder eine Joggerin an ihnen vorbeischnauft. Es könnten ja Aerosole in der Luft sein, die das Virus übertragen.

Zu Anfang der «Krise» dachte ich, wie alle in meiner Umgebung, sie würde in wenigen Wochen vorbei sein. Der Meinung waren auch die üblichen Verdächtigen aus dem Expertenmilieu. Drei bis vier Wochen, sagten sie, dann

werde das Virus eingedämmt oder besiegt sein. Ich legte mir einen Vorrat an De-Beukelaer-Kekschen, Dosenravioli und Vitamintabletten zu und sagte eine Reise nach Köln ab, auf die ich sowieso keine Lust hatte. Derweil der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, der Limburger Bischof Georg Bätzing, die frohe Botschaft verbreitete, die Pandemie könnte, wenn wir nur wollten, «zum Glücksfall der Geschichte werden», das Tor in «eine solidarisiertere und achtsamere Welt», es müsste nur gelingen, «die besten Kräfte und die mutigsten Ideen aller ins Spiel zu bringen».

Inzwischen tönt auch der deutsche Vertreter des Stellvertreters anders. In einem Essay mit dem literarisch gespreizten Titel «Corona und die Suche nach der künftig gewordenen Zeit» lesen wir: «Ob es auch diesmal eine neue Epoche der Weltgeschichte werden wird, bleibt abzuwarten, auf jeden Fall aber werden wir alle sagen können: Wir sind dabei gewesen.» Bis auf die natürlich, die es auf der Suche nach der künftig gewordenen Zeit nicht ins Ziel geschafft haben. Aber das nur nebenbei, als kleinen Beleg für den Flurschaden, den Corona anrichtet.

Was mich angeht, würde ich einen meiner Oldtimer dafür hergeben, wenn ich nicht dabei sein müsste. Ich wäre mehr als glücklich, wenn ich dieses Privileg Bischof Bätzing und all den Frohnaturen überlassen könnte, die mir jeden Tag aufs Neue erzählen, es werde bald, sehr bald einen Impfstoff gegen das Coronavirus geben. Und was passiert dann? Werden die Toten auferstehen, die Blinden wieder sehen und die Tauben hören

können, wird die Lufthansa wieder fliegen und das Kurorchester von Bad Kissingen wieder vor einem Publikum spielen? Werden die Menschen aus dem Home-Office an ihre alten Arbeitsplätze zurückkehren? Wird der Unsinn der digitalen Konferenzen, Lesungen und Predigten aufhören?

Ich gehöre zu den 25 Prozent der Bevölkerung, die das Gefühl haben, dass ihnen die Kontrolle über ihr Leben entglitten ist. Und es tröstet mich nicht, dass auch die notorisch optimistische Kanzlerin diesmal nicht «Wir schaffen das!» ruft und «dass wir aus der Krise stärker herausgehen werden, als wir hineingegangen sind», sondern dass sie sich wirklich Sorgen macht, es könnte zu Weihnachten 19 000 Neuinfektionen täglich geben, wenn die Pandemie nicht gestoppt wird, wie auch immer. Ich gebe zu: Es ist nicht die Zahl, die mich erschreckt, sondern die Möglichkeit, dass ich unter den Betroffenen sein könnte.

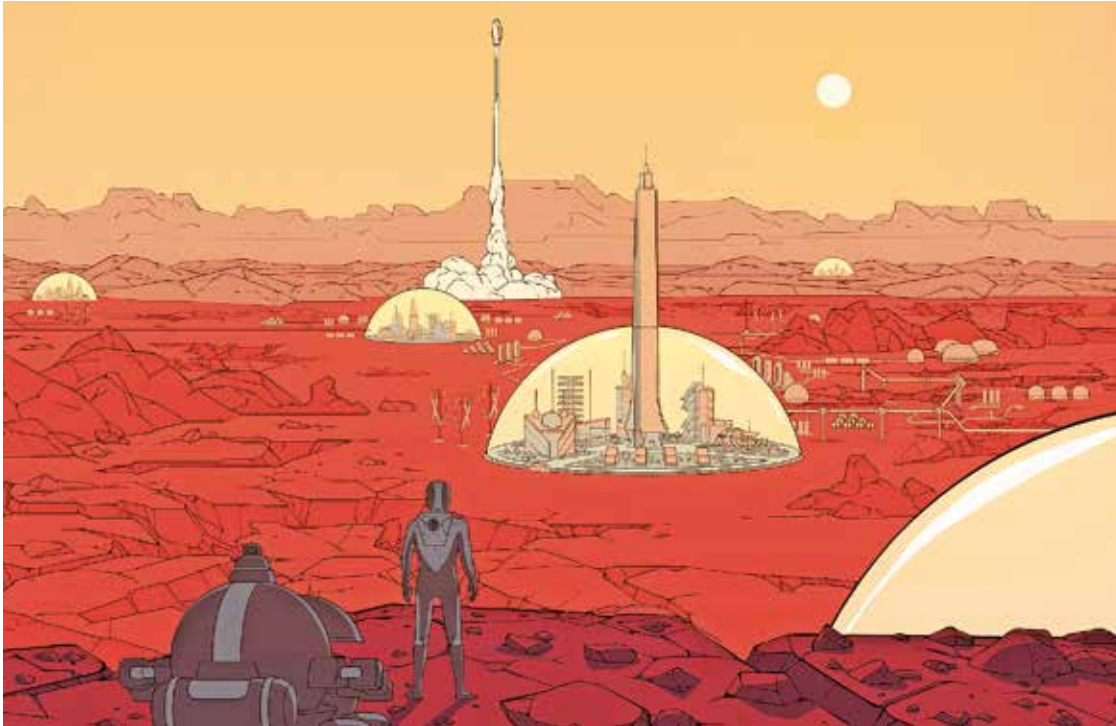
Und so versuche ich, mich abzulenken. Ich schaue noch mehr fern als sonst, vor allem Arte und RTL 2, und nehme Einladungen an, die ich früher ungelesen als Trash entsorgt hätte. Soll ich mir Gerd Müller, unseren Minister für Entwicklungshilfe, antun, der vor Jugendlichen aus Europa und Afrika über die Zukunft der europäisch-afrikanischen Beziehungen spricht, oder lieber Svenja Schulze, unsere Umweltministerin, zu der Präsentation einer Studie über die Pestizidbelastung der Luft in Deutschland begleiten?

Das ist die Qual der Wahl in diesen Tagen. Tiefer kann man nicht sinken.

Kampfzone Mars

Weltraum-Missionen sind Leistungsschauen der Grossmächte. Beliebtestes Ziel ist der Mars. Die USA liegen vorn. China hat ehrgeizige Pläne. Europa kämpft mit Problemen.

Ulf von Rauchhaupt



Besonders schwierig ist die Landung.

Auf einmal wollen alle zum Mars. Gleich drei Nationen schickten jüngst Sonden dorthin: am 19. Juli die Emiratis mit «Al-Amal», am 23. Juli die Chinesen mit «Tianwen-1» und am 30. Juli die Amerikaner mit «Perseverance». Eigentlich hätte auch die Europäische Weltraumfahrtorganisation (ESA) ihren ersten Mars-Rover starten wollen. Dabei handelt es sich um eine fahrbare Landesonde. Doch nach Problemen mit den Fallschirmen musste das Projekt auf 2022 verschoben werden.

Nur alle 26 Monate stehen Mars und Erde in einer optimalen Konstellation für solche Missionen. Darum haben die Emiratis, Chinesen und Amerikaner ihre Sonden fast gleichzeitig gestartet. Es geht also nicht darum, wer zuerst beim Mars ist. Alle jetzt gestarteten Missionen werden den Roten Planeten im Februar 2021 erreichen, wo schon jetzt sechs

aktive Orbiter kreisen: drei amerikanische, zwei europäische und einer aus Indien. Zudem fährt auf der Mars-Oberfläche seit acht Jahren der amerikanische Rover «Curiosity» herum.

Weitverzweigte Flusstäler

Begonnen hat alles vor sechzig Jahren. Im *space race* zwischen den Supermächten ging es damals nicht nur um den Mond. Die Sowjetunion startete im Oktober 1960 die erste Mars-Sonde, die den Planeten im Vorbeiflug ablichten sollte. Der Start schlug allerdings fehl, wie die meisten Versuche der Sowjets und auch der Amerikaner in den sechziger Jahren.

Gewonnen haben am Ende die Amerikaner, auf dem Mars noch klarer als auf dem Mond. Die Sowjets hatten mit dem Mars nichts als Pech. Zwar gelang ihnen 1971 die erste weiche Landung, doch der Funkkontakt riss nach Se-

kunden ab. Die ersten Bilder einer Mars-Landschaft lieferte 1976 eine Landesonde der Amerikaner. Seither haben diese die Nase vorn.

Nummer zwei wurde 2003 die ESA mit der Ankunft ihres ersten und bis heute aktiven Orbiters «Mars Express». Weitere Versuche der Russen sowie je einer der Japaner und der Chinesen schlugen fehl. Statistisch die höchste Erfolgsquote haben die Inder: Sie versuchten es ein Mal, 2013, mit ihrem Orbiter «Mangalyaan» und waren auf Anhieb erfolgreich.

Dabei ist der Mars ein wahres Sondengrab. Von den 55 Geräten, die zwischen 1960 und 2018 dorthin geschickt wurden, sind dreissig verlorengegangen. Historisch haben Missionen zum Roten Planeten die höchste Verlustrate aller Weltraumprojekte, was die Frage aufwirft, warum man es trotzdem immer wieder versucht.

Darauf gibt es zwei Antworten. Zum einen ist der Mars für die Forschung besonders interessant. Bis etwa 1963 hielt man es für möglich, dass dort einfache Lebensformen existieren. Dann wurde klar, wie dünn und trocken die Mars-Luft ist. 1971 zeigten Bilder des ersten erfolgreichen Mars-Orbiters, des amerikanischen «Mariner 9», allerdings weitverzweigte Flusstäler. In der Frühzeit des Planeten, geschätzt bis vor 3,7 Milliarden Jahren, muss also seine Atmosphäre dicht genug gewesen sein, um die Existenz flüssigen Wassers zu erlauben: die Grundvoraussetzung für biologische Aktivität.

«Sieben Minuten des Schreckens»

Auf der Erde hatten sich da bereits die ersten Einzeller breitgemacht. Wenn Ähnliches auch auf dem Mars geschehen war, könnten fossile Spuren davon zu finden sein, so die Überlegung. Mit einer solchen Entdeckung würde man sich der Antwort auf eine grosse Menschheitsfrage nähern: War die Entstehung des Lebens ein kosmischer Zufall? Oder kommt es immer dazu, wenn die Bedingungen stimmen? Der zweite Grund, weshalb der Mars ein beliebtes Ziel der Raumfahrt blieb, ist das Pres-

Besonders schwierig ist die Landung. Denn anders als der Mond, ein Asteroid oder ein Komet hat der Mars eine Atmosphäre. Sie reibt und zerrt an allem, was in sie eintritt, ist andererseits aber zu dünn, um allein mit Fallschirmen zu landen. Zudem ist der Mars so weit weg, dass Funksignale dorthin länger brauchen, als die Landung dauert. Diese kann also nicht von der Erde aus gesteuert, sondern muss programmiert werden. Bei der amerikanischen Weltraumbehörde Nasa spricht man hier von den «sieben Minuten des Schreckens».

Die Amerikaner sind bisher die Einzigen mit erfolgreichen Missionen auf der Mars-Oberfläche. Seit zwanzig Jahren hatten sie am Mars keinen Fehlschlag zu beklagen, während den Europäern zwei Landesonden verloren gingen und andere Nationen solche Landungen erst gar nicht versucht haben.

Drei Manöver auf einmal

Das macht die neue chinesische Mission so besonders. «Tianwen-1» besteht aus einem Orbiter, der einige Monate nach der Ankunft in der Mars-Umlaufbahn eine Landesonde abkoppeln wird. Diese trägt einen solarbetriebenen Rover, der neunzig Mars-Tage lang die Umgebung der

sonst wo im All zusammenarbeiten wollen, da sie – nicht ganz grundlos – den Transfer sicherheitsrelevanter Technik befürchten.

500 Gramm Gestein

Die Frage ist, inwieweit sich auch die Amerikaner hier in einem Wettlauf sehen. Auf den ersten Blick haben sie nichts zu befürchten. Die Chinesen machen mit «Tianwen-1» nichts, was die Nasa nicht schon lange kann. Im Gegenteil: Der neue, sogar mit einer Flugdrohne ausgerüstete amerikanische Rover wird in einem nur 49 Kilometer grossen Krater landen, um dort in einem versteinerten Flussdelta nach Lebensspuren zu suchen. «Tianwen-1» dagegen wird in jener Tiefebene landen, in der bereits 1976 eine amerikanische Landesonde aufsetzte. Geologisch ist das eine langweilige Gegend. Sie wurde nur deswegen ausgewählt, weil sie so tief liegt. Die Landesysteme haben so mehr Zeit zum Abbremsen.

Wenn die chinesische Mars-Mission gelingt, könnte sie trotzdem einen Wettlauf auf dem Mars bewirken. Dessen Trophäen sind kleine Zylinder mit Gesteinsproben, die ein Raumschiff vom Mars auf die Erde bringt, wo sie weitaus gründlicher untersucht werden kön-



tige solcher Missionen. Der Flug zum Mars ist deutlich anspruchsvoller als der Flug zum Mond. Das gilt bereits für das Einschwenken in die Umlaufbahn. Mit einer erfolgreichen Mars-Mission kann eine Nation ihre technische Leistungsfähigkeit unter Beweis stellen – nicht zuletzt der eigenen Bevölkerung und dabei vor allem einer jüngeren Generation, der man so eine Berufslaufbahn im Technologiebereich schmackhaft machen kann, zum Wohl des eigenen Industriestandortes.

Das ist offenbar auch das Hauptmotiv der Inder und der Emiratis für ihr Engagement am Mars. Die stellvertretende Leiterin der «Al-Amal»-Mission, die erst 33 Jahre alte Informatikerin Sarah al-Amiri, die in den Emiraten inzwischen den Ministerrang bekleidet, betont diesen Aspekt bei jeder Gelegenheit. Das bedeutet nicht, dass die indische oder die emiratische Mission reine PR-Stunts sind. «Al-Amal» wird als eine Art Wettersatellit für den Mars fungieren, was den anderen derzeit dort kreisenden Sonden so nicht möglich ist. Trotzdem wollen die Emiratis vor allem deswegen zum Mars, weil es als anspruchsvoll gilt.

Landestelle erkunden soll. Die Chinesen wollen also alle drei Manöver, an denen die Amerikaner seit Jahrzehnten üben – Erreichen der Mars-Umlaufbahn, Landung und Betrieb eines Rovers –, auf einmal meistern.

Es ist alles andere als sicher, dass ihnen das gelingen wird. China hat erst ein Mal eine Mars-Sonde gebaut. Das war ein Orbiter, der infolge Versagens der russischen Rakete, auf der er sass, nie an sein Ziel kam. Die Chinesen haben am Mars also weniger Erfahrung als Indien, auch weniger als die ESA, deren Rover die erste europäische Mission auf der Mars-Oberfläche wäre, wenn im Frühjahr 2023 die Landung klappte. Zwar haben die Chinesen im Januar 2019 mit ihrer ebenfalls Rover-bestückten Mission «Chang'e-4» auf der Mondrückseite gezeigt, was sie können. Auf dem Mars versuchen sie sich aber in einer deutlich höheren Liga.

Das ist genau die Absicht. Für die Chinesen ist «Tianwen-1» tatsächlich Teil eines neuen Wettlaufes im All. Ihr Ziel ist es, mit den Amerikanern gleichzuziehen, die mit ihnen weder auf der Internationalen Raumstation (ISS) noch

als ferngesteuert auf der Mars-Oberfläche.

Der neue amerikanische Rover hat mehr als vierzig solcher Röhrchen dabei und wird sie mit 500 Gramm Mars-Gestein befüllen. In Zusammenarbeit mit der ESA plant die Nasa zwei weitere Missionen, um die Proben abzuholen und zur Erde zu fliegen, wo sie nicht vor 2031 eintreffen werden. Allerdings ist die Finanzierung dieser mindestens vier Milliarden Dollar teuren Aktion noch nicht gesichert.

China wiederum plant, um das Jahr 2030 Gesteine vom Mars zu holen. Tatsächlich dürfte Peking alles daran setzen, den Amerikanern und Europäern zuvorzukommen, sollte «Tianwen-1» ein Erfolg werden. Und dadurch wiederum würde der Westen in Zugzwang geraten.

Ulf von Rauchhaupt leitet das Wissenschaftsressort der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung*. Er ist promovierter Physiker und Autor des Buchs: *Der neunte Kontinent. Die wissenschaftliche Eroberung des Mars*. Fischer Taschenbuch. 288 S., Fr. 16.90

Ungehobelte Hardliner

Nr. 39 – «Erosion des Rechtsstaats»
Leitartikel von Roger Köppel

Wer für den Rechtsstaat einsteht und die Fakten über die illegale Besetzung vor dem Bundeshaus beim Namen nennt, erntet sofort Verachtung. In der letzten «Arena» war für jeden TV-Zuschauer zu sehen, wie die von den Einheitsmedien vergötterten links-grünen Politiker Ronja Jansen (Juso) und Balthasar Glättli (Grüne) über Roger Köppel herfielen und wie ungehobelt links-grüne Hardliner mit unserem Politsystem und dem bewährten Rechtsstaat Schweiz umgehen. Megaphone, Spruchbänder und Provokationen sind ihre einzigen Werkzeuge, und als immer rechthabende Edelmenschen fühlen sie sich dermassen überzeugt, dass sie keine anständigen politischen Diskussionen mehr akzeptieren.

Rolf Bolliger, Lyss

Friedenspräsident?

Nr. 37 – «Trumps Wiederwahl ist das Beste, was der Welt passieren kann» Urs Gehrig zu den US-Wahlen

In vielen Punkten stimme ich mit den Einschätzungen überein, insbesondere sind die Bemühungen des Präsidenten um Versöhnung im Nahen Osten lobenswert. Ihn jedoch als «Friedenspräsidenten» darzustellen, ist undifferenziert. Trumps Ankündigung, dass die USA sich aus dem Klimaschutzabkommen von Paris zurückziehen, darf nicht vergessen werden. Gelingt es nicht, die Folgen der Klimaerwärmung einzudämmen, werden unzählige Menschen gezwungen sein, ihre Heimat aufgrund von Dürren oder Überflutungen zu verlassen. Kriege werden dann nicht mehr um Öl,

sondern um Nahrung ausgefochten. An diesen Szenarien wird Trump eine erhebliche Mitverantwortung tragen. *Andreas Kretz, Steinhausen*

Nein und nochmals nein

Nr. 39 – «Sicherheit geht vor»
Reinhard Glück über die Covid-19-Pandemie

Erster Satz: «Die Zahl der Corona-Fälle steigt wieder.» Nein und nochmals nein – die Anzahl der positiven Testresultate steigt und die Anzahl der durchgeführten Tests. Die positiven Testresultate entsprechen nicht einmal den positiv Getesteten, da Personen mehrmals getestet werden. Siehe Kleingedrucktes des Bundesamts für Gesundheit.

Paula Camenisch, Samedan

Johnsons Sturheit

Nr. 38 – «Boris Johnsons Lehren für die Schweiz»
Roger Köppel über den britischen Premier

Herr Köppel irrt sich gewaltig mit seinen Lobreden auf Boris Johnson. Johnsons Sturheit werden die Briten noch teuer bezahlen müssen, denn die EU will und kann sich Johnson allein aus Selbsterhaltung gar nicht beugen. Und die EU-Wirtschaft verkraftet einen harten Brexit viel leichter als Grossbritannien. Ich warte im kommenden Jahr nur darauf, was Herr Köppel dann dazu schreibt. Vielleicht «*mea culpa*»?

Klaus Hager, Neusäss (D)

Schwer zu übersetzen

Nr. 38 – «Djokovic in der «Göttlichen Komödie»
von Mario Widmer

Der Fall Djokovic hat vermutlich eine pro-saisichere Dimension. Wenn fremdsprachige

Schiedsrichter ein anspruchsvolles Reglement auslegen müssen, sind Fehldeutungen programmiert. Die Bestrafung eines Spielers für Missbrauch des Balles ist statthaft, wenn man das Spielerverhalten als *reckless* qualifizieren kann, und ein Turnierausschluss, wenn die Entgleisung als *egregious* zu bezeichnen ist. Alles klar? Wohl kaum. Beide Begriffe sind nur schwer zu übersetzen und eng mit der angelsächsischen Rechtstradition verwoben. *Reckless* ist normalerweise verbunden mit einem substanziellen Risiko der schweren Körperverletzung und *egregious* mit einem Verhalten von erschütternder Schlechtigkeit oder Verderbtheit. Djokovics Weglöffeln des Balles war unbedacht und der Treffer ausgerechnet am Kehlkopf der Linienrichterin ein unwahrscheinlicher Zufall. Mit *reckless* und *egregious* hat dies nichts zu tun.

Peter Butler, Basel

Frei bestimmen

Nr. 37 – «Die neuen Konvertiten»
Kolumne von Peter Bodenmann

Herr Bodenmann betitelt mich und andere SVP-Wähler pauschal als «fremdenfeindlich und nationalistisch». Das akzeptiere ich nicht. Ich setze mich lediglich für eine souveräne Schweiz ein, die mit der ganzen Welt Handel betreiben kann und soll, aber über Territorium und eigene Grenzen frei bestimmen kann.

Sven Lang, Bonstetten

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Wolfgang Clement (1940–2020)



«Lieber Gott, gib mir Geduld – aber dalli»: Wolfgang Clement.

Ein Zuckerlecken war es nicht, mit ihm zusammenzuarbeiten – weder als Untergebener noch als Vorgesetzter. Nicht, dass Wolfgang Clement einen Unterschied zwischen Chef und Mitarbeiter gemacht hätte. Er setzte seinen Anspruch immer als Standard für jeden, egal, ob der über oder unter ihm in der Hierarchie stand. Und diese Ansprüche waren hoch, sehr hoch – gegenüber anderen, aber auch gegen sich selbst. Einer seiner Übernamen war «Seine Effizienz».

Er war ungebärdig, unduldsam und ungeduldig – als Chefredaktor, als SPD-Sprecher, als Ministerpräsident und zuletzt als Minister im Kabinett des deutschen SPD-Kanzlers Gerhard Schröder. Widerspruch duldete Clement nicht, und wenn er doch auf Widerstand stieß, schmiss er hin und ging. Er quoll über von Ideen, aber wenn sie nicht schnell genug umgesetzt wurden, konnte er cholerisch werden. Das selbstironische Motto des gläubigen Katholiken aus der Ruhrmetropole Bochum war stets: «Lieber Gott, gib mir Geduld – aber dalli.»

Seine grosse Stunde schlug Anfang des Jahrtausends in Berlin. Nie wäre jemand auf die Idee gekommen, die Ministerien für Arbeit und Wirtschaft in einer Hand zusammenzulegen. Denn eigentlich sind diese Ressorts Gegenpole. Aber Clement akzeptierte diese Aufgabe, als Schröder sie ihm 2002 antrug – obwohl er

dafür sein geliebtes Amt als Ministerpräsident seines Heimatbundeslandes Nordrhein-Westfalen aufgeben musste.

Als «Superminister» setzte Clement Schröders Agenda 2010 und die Hartz-IV-Reformen um. Sie bescherten Deutschland in den Jahren nach der teuren Wiedervereinigung zwar einen

beispiellosen wirtschaftlichen Aufschwung. Doch zugleich wurden sie verantwortlich gemacht für die sozialen Härten, unter denen Arbeitslose und Sozialhilfeempfänger in der Bundesrepublik seitdem leiden. Heute setzt sich die SPD-Führung die Abschaffung dieser als unsozial und nicht sozialdemokratisch empfundenen Reformen zum Ziel.

Clement, der Pragmatiker und Praktiker, hatte damals keine Bedenken. Mit der Brechstange überwand er alle Widerstände gegen die Massnahmen. Es war der Höhepunkt und zugleich der Schlusspunkt seiner politischen Karriere. Denn der Machtmensch Schröder erkannte, dass er zu weit gegangen war – und stellte Clement kalt. Es war eine Demütigung für den ehrgeizigen Politiker, die er wenige Jahre nach der Abwahl Schröders mit seinem Austritt aus der SPD vergalt.

Die Partei hat Clement diesen Verrat nie vergeben und ihn selbst dem kollektiven Vergessen anheimgegeben. Indirekt erwies sich das sogar als Vorteil für ihn. Denn bei der Kritik, die heute an den Hartz-Reformen geübt wird, fiel nie sein Name. Als Schuldiger gilt einzig und allein der Kanzler, der seinen Superminister zum Sündenbock machen wollte: Gerhard Schröder.

Wolfgang Koydl

FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

Energie und CO₂ sparen – so wird es gemacht

Ab Montag, 5. Oktober, täglich um 17.25 Uhr auf



und ab Montag, 12. Oktober, täglich um 17.25 Uhr auf

TELE Z



und unter:
www.fokus-kmu.tv

Wenn Helikopter Trauer tragen

Das EU-Luftverkehrsabkommen bringt der Schweizer Flieger-Branche vor allem Regulierung.



Nach der Abstimmung über die Begrenzungsinitiative steht das Rahmenabkommen Schweiz–EU wieder im Scheinwerferlicht. Die sieben bilateralen Verträge der Serie I und allenfalls andere Abmachungen sollen auf EU-Konformität programmiert werden. Die meisten Befürworter tun jetzt so, als sei das Rahmenabkommen etwas Neues, von dem man sich in guten Treuen eine harmonischere und intensivere Beziehung mit der EU erhoffen dürfe, die auch den Schweizer Unternehmen dienlich sei.

Dabei kann man aus dem Abkommen zum Luftverkehr aus dem Paket der Bilateralen I ersehen, wie eine systematische Rechtsübernahme wirkt. Der Luftverkehrsvertrag trat 2001 in Kraft, und mit dem Beitritt der Schweiz zur Luftfahrtbehörde European Aviation Safety Agency (Easa) 2006 wurde die automatische Übernahme von EU-Recht fest installiert, wie ein Rahmenvertrag im Kleinformat. Das Bundesamt für Zivilluftfahrt (Bazl) wirkt als Vollstrecker der EU-Regulierung. Tausende von Seiten komplexer Vorschriften werden von EU/Easa direkt an die Schweizer Flugunternehmen weitergegeben. Verletzungen der Regeln werden laut der Bundesverwaltung «gegebenenfalls von der EU-Kommission und vom Gerichtshof der Europäischen Gemeinschaften geahndet».

Und welcher Spielraum bleibt der Schweiz? Ein langjähriger Streit über das Pensionierungsalter für Piloten zeigt: sehr wenig. Die Easa reduzierte vor Jahren die Altersgrenze für bestimmte Piloten, die kommerziell fliegen, von 65 auf 60 Jahre. Der Bundesrat wollte diese Anordnung gleich für die Schweiz übernehmen, stiess damit

aber auf den Widerstand der Helikopter-Branche, die sich an der Talentverschwendung und den hohen Pensionskosten stört. Das Parlament half den Firmen und unterstützte eine Motion zugunsten eigenständiger Schweizer Regeln. Nach langem Streit mit der Easa gibt es heute keine Lösung, nur kurzfristige Ausnahmen. Und auffallend: Bundesrat sowie gemischter Ausschuss aus Schweizer und EU-Verwaltung erscheinen stärker als Parlament und Bürger.

Nestlé am Aufsteigen

Ulf Mark Schneider hat bei der Führung von Nestlé, dem weltgrössten Nahrungsmittelkonzern und grössten Schweizer Unternehmen mit einem Jahresumsatz von über 90 Milliarden Franken und mit über 290 000 Mitarbeitern, soeben eine kleine Bewegung gemacht, die in der Schweiz nostalgische Regungen wecken kann: Nestlé trennt sich von der Stalden-Creme, die vielen aus dem Militär als Dessert vertraut ist. Schneider ist seit seinem Antritt als Konzernchef 2017 am moderaten Umbauen, immer wieder gibt es Verkäufe und Zukäufe von Unternehmensteilen, die nicht spektakulär wirken, die aber den Konzern alles in allem stärker machen, auch in der regionalen Abstützung. Es wurden immer wieder rentable Geschäfte hinzugefügt, etwa Tiernahrung und Kaffee gestärkt, dies neben dem einträglichen Baby-nahrungsgesamt.

In diesen Kategorien steht Nestlé an der Weltmarktspitze, und in der Schweiz hat man gross in eine neue Kaffeeanlage investiert. Daneben wurden ertragsschwächere oder vom Image her schwierigere Geschäfte reduziert, so das

Wassergeschäft, das für Schneider früher einmal als wichtiger Pfeiler gegolten hatte. Nestlé ist auch an der Börse ein Koloss ohne hektische Bewegungen; in den vergangenen zehn Jahren hat sich der Börsenkurs bei dosierten Schwankungen verdoppelt. Man kann sagen, das sei nicht enorm im Vergleich mit anderen Weltriesen wie Apple, Alphabet oder Amazon, aber es ist auch im Auge zu behalten: Firmen mit explosivem Wachstum wirkten wie Magnete auf Anleger, die Kurse schossen in die Höhe. Das kann sich ändern, wenn Investoren irgendwann wieder stärker solide Titel wie Nestlé mit hoher Ertragskraft im Vergleich zum Börsenkurs suchen.

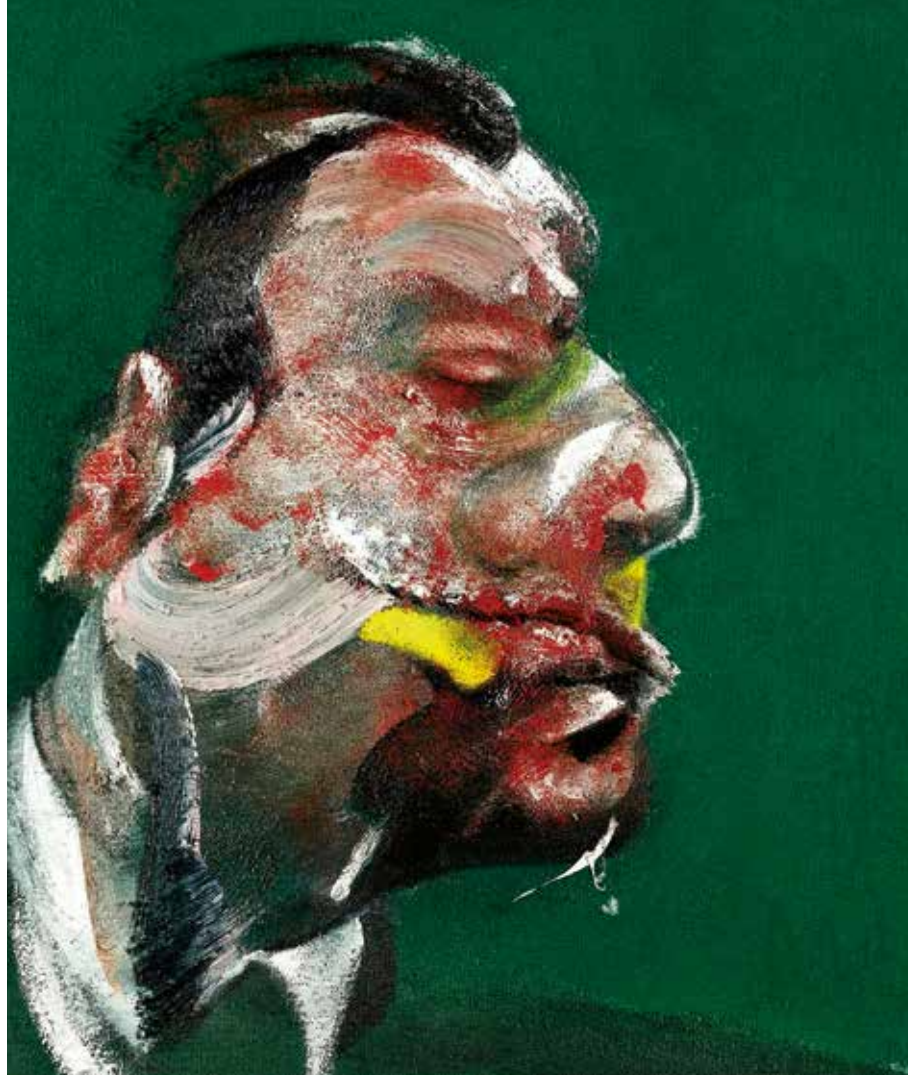
Unter Drogen

Die Meldung tönt beruhigend: «Schweizerinnen und Schweizer fühlen sich fast so wohl wie vor dem Lockdown». Mit diesen Worten hat vor einigen Tagen das Netzwerk «Wirtschaftsraum Zürich» dem Publikum zu verstehen gegeben, dass es um die Lebensqualität der Bevölkerung wieder deutlich besser stehe. Der von Zürcher Hochschulen und Fachhochschulen erhobene Stimmungsindikator, der Covid-19 Social Monitor, zeige wieder ähnlich günstige Werte wie 2017. Die Befürchtung sei bisher nicht eingetroffen, dass sich das Befinden breiter Bevölkerungsgruppen massiv verschlechtern würde. Man kann es auch so sagen: Die staatlichen Auffanghilfen wie Kurzarbeit, Überbrückungsgelder, Einkommensersatz, Subventionen und Nullzinskredite wirken. Wie Drogen. Lasten, Schulden sind in die Zukunft verschoben, heute drücken sie so wenig aufs Gemüt, dass man sich fast fühlt wie früher.

LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Man wünscht
den durchoptimierten
jungen Frauen von
Blackpink mehr
Freiheit, mehr Spass –
«meh Dräck».
Dominique Feusi, Seite 67



Fleisch gewordene Wirklichkeit.

Francis Bacon, Study for the Head of George Dyer, 1967 – Es ist schon so, dass die Sprache vieler grossartiger Gemälde der letzten 100 bis 150 Jahre oft eine des Todes und der Verwesung ist, ins Bild gesetzte Verwundbarkeit, Vergänglichkeit und Vergeblichkeit; eine Geschichte des Scheiterns des Seins an sich selber.

Das liegt, auch, an den Malern dieser Welten. Diesen bipolaren Einzelgängern, neurotischen Narzissten oder chronisch Rauschsüchtigen. Sie verzerrten oder bildeten eine Wirklichkeit ab, die all jenen fremd und vor allem verborgen bleibt, deren Augen nur die Dinge, nicht aber deren Wesen sehen wollen oder können.

Man hat Francis Bacon (1909–1992), den Grossmeister, wenn es darum geht, das Wesen hinter der Fassade der Wirklichkeit des Menschen sichtbar zu machen, einst gefragt, weshalb er Gesichter und Körper malen müsse, deren eine Hälfte stets aussehe wie ein blutiges Stück Fleisch, das sich gerade auflöse, ob er nicht einmal eine Rose malen könnte: «Wo, bitte, ist der Unterschied», fragte er zurück, «auch eine Rose blüht nur ein wenig und verwelkt dann viel länger.»

Oft wurde der Darsteller der menschlichen Tragödie als Schreckensmaler oder Schmerzensmaler bezeichnet, was natürlich

viel mehr über die Sehnsucht des Menschen nach Unversehrtheit als über Bacons Empfinden des Menschseins aussagt.

Bacon war der letzte Rebell der Malerei, ihr Existenzialist, ihr Faustkämpfer. Er begegnete dem Sein als Bonvivant, Spieler und Trinker, er war masslos in allem. Er prügelte und suhlte sich im Sumpf der Abgründe jenseits der Hoffnung. Vielleicht war der Aufenthalt in diesen Sphären sein Versuch, die beiden Korsetts der *Conditio humana* abzustreifen, die uns blühen und gleichzeitig verwelken lassen; jenes in uns selbst und jenes der Gesellschaft, die wir um uns herum formen. *Michael Bahnerth*

Die Quadratur des M

Antonio Scurati arbeitet an einem monumentalen Epos über Benito Mussolini und den italienischen Faschismus. Eben ist der zweite Band erschienen.

Matthias Rüb

Antonio Scurati: M. L'uomo della provvidenza. Bompiani. 656 S., Fr. 23.00

Antonio Scurati: M. Der Sohn des Jahrhunderts. Aus dem Italienischen von Verena von Koskull. Klett-Cotta. 830 S., Fr. 43.90

Antonio Scurati steht vor einem Berg von Büchern, verpackt in Kartons. Es sind Exemplare des zweiten Bandes seiner Lebensgeschichte Benito Mussolinis mit dem Titel «M». Das voluminöse Werk ist zugleich eine Gesellschaftsgeschichte des *ventennio*, der zwanzig Jahre faschistischer Herrschaft über Italien von 1922 bis 1943. Die Kartons hat der Verlag Bompiani in Scuratis Büro geschickt. Er soll die Bücher signieren, zu Promotionszwecken. «Das ist eine Menge Arbeit», seufzt Scurati.

Seine Arbeitsstätte befindet sich im Hochparterre eines unansehnlichen Zweckbaus, im Stadtteil Città Studi im Nordosten Mailands. Die Bücherregale reichen bis zur Decke. Literatur zum Faschismus füllt viele Meter. Der Schreibtisch, darauf Tastatur und Bildschirm, steht an der Wand eines kleinen Badezimmers, das in der Mitte der lichten Lese- und Schreibklausen gefangen ist. Von der belebten Seitenstrasse dringen, eher beruhigend als störend, die Verkehrsgeräusche und das Palaver der Menschen herein.

Von innen heraus erzählen

Scuratis Klage darüber, dass er jetzt bis Ende November die Werbetrommel für «M. L'uomo della provvidenza» (M. Der Mann der Vorsehung) werde rühren müssen, statt rasch an den Schreibtisch zurückzukehren, mag ein wenig kokett sein. Scurati genießt erkennbar seinen Erfolg, den daheim wie auch jenen im Ausland. Mit dem Kopf und mit dem Herzen sei er aber längst beim dritten Band, auch wenn er noch keine Zeile davon geschrieben habe, versichert er.

Von «L'uomo della provvidenza», erschienen am 23. September, hat der Mailänder Verlag Bompiani als Erstauflage 180 000 Exemplare drucken lassen. Das ist kein verlegerisches Wagnis. Vom ersten Band, «M. Il figlio del secolo»

(«M. Der Sohn des Jahrhunderts») hat Bompiani seit September 2018 in Italien gut eine halbe Million Exemplare abgesetzt.

Das Buch, 2019 mit dem Premio Strega ausgezeichnet, stand monatelang an der Spitze der Bestsellerlisten. Übersetzungsrechte wurden in vierzig Länder verkauft. Eine mehrteilige Fernsehserie mit europäischer, womöglich amerikanischer Beteiligung ist in Vorbereitung. Die deutschsprachige Ausgabe, glänzend übertragen von Verena von Koskull, ist im Februar erschienen. Mittlerweile wurden gut 10 000 Exemplare verkauft. Die Übersetzung des zweiten Bandes erscheint im Herbst 2021.

«Begonnen hat alles vor fünf, sechs Jahren», antwortet Scurati auf die Frage, wie die Idee zu dem Riesenprojekt «M.» entstanden ist. «Ich hatte gerade den Roman «Il tempo migliore della nostra vita» [Die beste Zeit unseres Lebens] über den jüdischen Widerstandskämpfer Leone Ginzburg beendet», erzählt Scurati. Ginzburg, 1909 in Odessa als Spross einer jüdischen Familie geboren, war schon als Kind nach Italien gekommen. Anders als viele zeitgenössische Künstler und Intellektuelle, auch Linke und Liberale, die sich mit Mussolini gemein machten, schloss sich Ginzburg früh dem Widerstand an und wurde von den Faschisten

«Die Italiener haben sich nie darüber Rechenschaft abgelegt, dass sie selbst die Faschisten waren.»

in die Verbannung in die Abruzzen geschickt. Im November 1943, zwei Monate nach der Besetzung Italiens durch die Nazi-Truppen, wurde der Schriftsteller und Verleger von der Gestapo in Rom verhaftet. Er starb im Februar 1944 im Gefängnis Regina Coeli an den Folgen der Folter.

Anders als in dem Roman über Ginzburg, der 2015 erschien, habe er mit «M.» den Faschismus «von innen heraus erzählen» wollen, sagt Scurati. «In der Nachkriegszeit», fährt er fort, sei das Zeitalter Mussolinis «immer aus der antifaschistischen, aus der Opferperspektive erzählt worden». Dieser Blick auf die zwanzig Jahre

Mussolini-Herrschaft habe seine zeitgeschichtliche Berechtigung gehabt, zumal in der jungen italienischen Demokratie der Nachkriegszeit. «Aber er hat eine tiefere Auseinandersetzung mit dem Faschismus verhindert: Die Italiener haben sich nie darüber Rechenschaft abgelegt, dass sie selbst die Faschisten waren.»

Der Entschluss, sich aus dieser, auch seiner persönlichen, Überlieferungsgeschichte der Opferrolle zu lösen, habe «formidable kreative Möglichkeiten» eröffnet, sagt Scurati. Die von ihm gewählte Gestaltungsform nennt Scurati, der an der Mailänder Privatuniversität Iulm Medienwissenschaften und kreatives Schreiben unterrichtet, *non-fiction novel*: ein Roman, der nicht auf Erfundenem fusst, die wirklichen Geschehnisse aber in Romanform abbildet. Der Roman ist nach Scuratis Worten die «demokratischste Mitteilungsförm unserer Zivilisation», weil sie gewissermaßen einen geringeren Eintrittspreis verlangt als wissenschaftliche und auch andere künstlerische Ausdrucksformen.

Ein stinkender Klumpen

Scurati, 1969 in Neapel geboren, in Venedig aufgewachsen, zum Studium nach Mailand gekommen und geblieben, erzählt die Geschichte Mussolinis und des Faschismus als vieltimmigen, dissonanten Chor. In kurzen Kapiteln kommen die Protagonisten – rund siebzig allein im ersten Band – zu Wort, das ihnen jeweils vom auktorialen Erzähler erteilt wird. Die Kapitel sind chronologisch angeordnet, es entsteht aber kein lineares Narrativ, sondern ein Mosaik, ein vielschichtiges Tableau. Zum Abschluss jedes Kurzkapitels unterstreicht Scurati mittels historischer Dokumente und Zitate die Authentizität seiner Darstellung – was jedoch oft einen Wiederholungs- und nicht den erwünschten Bekräftigungseffekt erzeugt.

Auch das Zentralgestirn M., um welches die anderen Gestalten kreisen, dieser ungehobelte Sohn eines Schmiedes aus Predappio in der Emilia-Romagna, dieser bauernschlaue Hilfslehrer und Journalist, der Frauen wie Männer in seinen Bann zu ziehen weiss, dem binnen



«Wie in einen Sack gesteckte blinde Kätzchen»: Autor Scurati.

weniger Jahre der unwahrscheinliche Aufstieg vom mittellosen Zeitungsmacher an die Spitze der politischen Macht gelingt – auch M. kommt nur ganz kurz selbst zu Wort, gleich zu Beginn des ersten Bandes, mit einem inneren Monolog. In der Folge, auf den zusammen 1500 Seiten der beiden bisher vorliegenden Bände, spricht ausschliesslich der Erzähler über diesen M. und die anderen Gestalten. Damit schafft der Autor Distanz zu seiner Hauptfigur. Zugleich kommt er M. hautnah, bis zu dessen Körperflüssigkeiten, Ausdünstungen, Ausscheidungen.

Ob Scurati damit die Quadratur des Kreises glückt, ob ihm die intime Darstellung seines M. gelingt, ohne dass er zu dessen Idealisierung einlädt, das muss jeder Leser selbst entscheiden. «Ich stelle Mussolini nicht als tragischen Helden dar», insistiert Scurati, «ich zeige ihn vielmehr als leeres Gefäss.»

Tatsächlich wandelt sich M. umstandslos vom Sozialisten zum Faschisten. Bald befolgt er, bald missachtet er die demokratischen Regeln. Halb wahnsinnig vor Misstrauen, lässt er mutmassliche Gegner ausschalten, lässt skrupellos Weggefährten und Freunde fallen. Er führt das Volk nicht, sondern wittert dessen Stimmung und macht sich diese zunutze.

Der erste Band von «M.» umspannt die Zeit von März 1919 bis Anfang 1925, von der Gründung der Kampfbünde in Mailand über den dilettantischen, aber dennoch erfolgreichen Marsch auf Rom vom Oktober 1922 bis zum brutalen Mord am Sozialisten Giacomo Matteotti im Juni 1924 durch Mussolinis Handlanger. Es ist die Epoche der obsessiven Virilität, der erotisierenden Körperlichkeit des 1,69 Meter kleinen Mannes mit dem kahlen Schädel und dem bartlosen Gesicht. Der Band endet mit der denkwürdigen Parlamentsrede Mussolinis vom 3. Januar 1925, in welcher er faktisch die Verantwortung für den Mord an Matteotti übernimmt. Und es geschieht nichts. «Wie in einen Sack gesteckte blinde Kätzchen», schreibt Scurati, lassen es die Volksvertreter zu, dass Mussolini die Demokratie zerstört, dass er als Duce die *pieni poteri*, die ganze Macht, an sich reissen und nie wieder aufgeben wird. Bis zum Ende im grossen Todesrausch.

Der zweite Band setzt, unter dem Datum «Rom, 15. Februar 1925», mit folgender Schilderung des Zustands von M. ein: «Der Atem geht schwer. Die Leibschmerzen sind unerträglich. Das Erbrochene ist grünlich, durchzogen von Blut. Seinem Blut ... Sein glorioser Leib ist aufgedunsen, von zu viel Säure und Gas in den

Gedärmen ... Das ganze Zimmer dreht sich in der gewaltigen offenen Wunde seiner schwärzenden Schleimhaut.» Es ist M.s innere Fäulnis, verursacht von einem Geschwür im Zwölffingerdarm, die sich nach aussen kehren und das ganze Land, den ganzen Kontinent befallen wird. Der Duce, am Aufstieg zum Gipfel, beginnt schon zum stinkenden Klumpen zu zerfallen.

Erfinder des Populismus

Im zweiten Band schildert Scurati die Zeit von Anfang 1925 bis Oktober 1932, die Phase der Mystifizierung des Duce. Das Regime errichtet eine totalitäre Diktatur. Mit Grossbauten und -projekten drückt M. dem Land sichtbar seinen Stempel auf. Papst Pius XI. salbt ihn zum «Mann der Vorsehung». In Afrika errichten italienische Truppen ein neues Kolonialreich, begehen in Konzentrationslagern und mit Gift-

«Der populistische Führer hat keine Ideologie. Er ist das leere Gefäss, das sich mit der Stimmung des Volkes füllt.»

gasangriffen Völkermord. Derweil lässt M. seine jüdische Geliebte Margherita Sarfatti fallen, die einzige Frau, die ihm «wirklich etwas bedeutet hat in seinem Leben», wie Scurati sagt. Und er versinkt in Einsamkeit und Isolation, gepeinigt von der Angst vor Feinden und Attentätern. «Wenn das Schicksal eines Landes von einem einzigen Mann abhängt, dann muss es zu einem tödlichen Schicksal werden», sagt Scurati.

Die Fortsetzung der Verfallsgeschichte von M. wird Scurati sogar in zwei weiteren Bänden beschreiben. «Aus der geplanten Trilogie wird wohl eine Tetralogie», sagt er. Der dritte Band wird die Zeit von 1932 bis zur Absetzung Mussolinis vom Juli 1943 umfassen. Der vierte Band schliesslich wird der im September 1943 gegründeten faschistischen «Republik von Salò», dem Marionettenstaat von Hitlers Gnaden am Gardasee, gewidmet sein, ausserdem dem Bürgerkrieg zwischen Partisanen und Faschisten sowie schliesslich dem schmachvollen Tod Mussolinis vor einem Erschiessungskommando der Partisanen am 28. April 1945.

Scurati ist überzeugt, dass er mit seinem Mammutwerk über das Innerste des Faschismus, über die Innereien des siechen M., den Antifaschismus auf eine höhere Stufe wird heben können. «Die Kommentare der Leser zeigen mir, dass 99 Prozent von ihnen bestürzt sind über die Schrecken des Faschismus», versichert Scurati. Mit Blick auf die heutigen populistischen Politiker sagt er: «Sie sind keine Kinder des Faschismus, sie sind Kinder des Mussolinismus. Mussolini ist der Erfinder des populistischen Führungsstils. Der populistische Führer hat keine Ideologie. Er ist das leere Gefäss, das sich mit der Stimmung des Volkes füllt.» Vor hundert Jahren wie heute.

Der endgültige Bond

Wolfram Knorr

Steffen Appel und Peter Waelty:

The Goldfinger Files. The Making of the Iconic Alpine Sequence in the James Bond Movie «Goldfinger». Steidl. 190 S., Fr. 49.90

Was waren das noch für Zeiten, als sich der Rhonegletscher am 2429 Meter hohen Furkapass mächtig türmte, sich runter nach Gletsch wälzte und auf der Passstrasse der nicht weniger wuchtige Aston Martin mit seinen märchenhaften Gadgets – MG, Flammenwerfer, Nebelwerfer, Schleudersitz – mit James Bond am Steuer über die Passstrasse nach oben rührte und keinem Verfolger eine Chance gab. Alles perdu.

Der Gletscher und der wahre Bond, der Schotte Sean Connery, ins Alter weggeschmolzen; erst kürzlich hatte er seinen 90. Geburtstag. Aber nicht nur ihm, auch jenem Bond-Film, der teilweise in der Schweiz, am Furkapass, gedreht wurde, ist der nostalgisch-amüsante Bildband «The Goldfinger Files» von Steffen Appel und Peter Wälty gewidmet.

Eine Woche für sechs Minuten

Von Sonntag, 5. Juli 1965, bis Sonntag, 12. Juli, werkelt die Filmcrew im Wallis an einem Agententhriller – für eine im Film nur gerade gut sechs Minuten dauernde Sequenz, die legendäre Verfolgungsjagd auf dem Furkapass. In ihrem Verlauf sorgte das offenbar von «Ben Hur» inspirierte Reifenaufschlitz-Gerät an Bonds Aston Martin für Aufsehen, während Goldfinger in seinem schwarz-gelben Rolls-Royce, mit seinem Faktotum Oddjob (Harold Sakata) am Steuer, illegal Gold in Goldfingers Schweizer Unternehmen Auric Enterprises AG transferiert.

«Goldfinger», der dritte Bond-Film und der erste, der massiv Merchandising betrieb, gilt, nicht nur den Fans, als ultimativer Bond. Das liegt – Digitales war noch weit weg – nicht nur

Ein intimes Familienalbum über eine Filmwelt, die noch «bastelte», um eine grosse Wirkung zu erzielen.

am guten alten Erfindungsreichtum der Technik und Architektur, von der im Studio nachgebauten Goldschatz-Festung Fort Knox bis zu Goldfingers Sattelkammer, in der man auf Knopfdruck holzgetäfelte Wände zur Seite schieben kann.

Das liegt auch am entspannten Konfrontations-Charme zwischen Goldfinger (Gert Fröbe) und Bond. Diese lässige und zugleich



Vereiste Oberfläche unter der Leidenschaft: Eaton und Connery in «Goldfinger» (1964).

hinterhältige Contenance zweier Gambler, die mit Pokerface-Esprit den Gegner abschätzen, wurde in späteren Bond-Filmen nicht mehr erreicht.

Zauber viriler Coolness

Dabei galt Sean Connery, den man aus zahlreichen prominenten Aspiranten auswählte, (heissester Kandidat war der TV-Star Patrick McGooan), zunächst keineswegs als ideale Besetzung. Ian Fleming, der Erfinder der Roman- und Filmfigur James Bond, war anfänglich wenig angetan von dem Kerl aus Glasgow, dem jede vornehme Eleganz fehle, wie es der aus der Oberschicht stammende Fleming ausdrückte.

Nach dem Flirt Connerys mit der Schweizerin Ursula Andress («Dr. No», 1962) änderte er seine Meinung. Der Kerl entwickelte den

Zauber viriler Coolness, vereister Oberfläche, unter der Leidenschaft lodert. Einmalig. Dieses Flair vermittelt der Fotoband über den Dreh am Furkapass. Ein fast intimes Familienalbum über eine Filmwelt, die noch «bastelte», um eine grosse Wirkung zu erzielen, und frei war von Affektiertheit, Touristen und Passanten offen begegnete und die Abende im Hotel wie eine grosse Familie verbrachte. Das Buch blickt sozusagen tief hinein in den kleinen Teil der Dreharbeiten, vermittelt aber gerade dadurch den Charme des kompletten Films.

Alles vorbei – wie der Gletscher, der auf einem der vielen Bilder im Hintergrund zu sehen ist. Diese längst vergangene Zeit zu verewigen, ist prima, aber warum das Buch nur in englischer Sprache erscheint, ist schleierhaft. Will man Internationalität beweisen? Ich glaube nicht, dass man das nötig hat.



Ein Wörterbuch für Untertanen

Stefan Stirnemann

Duden: Die Deutsche Rechtschreibung. Bibliographisches Institut. 1294 S., Fr. 41.90

Auf einem glatten See, wenig Wellengang sei in Kauf genommen, ziehen Stehpaddler auf schlanken Brettern ihre Bahnen. Sie wollen alle dasselbe: Bewegung und Freiheit, Wasser und Landschaft, Sonne und Luft. Es sind viele, und doch gibt es keinen Zusammenstoß, weil alle ihn meiden. Am Ende des Tages, wenn der Wasserspiegel die Spuren festhalten könnte, sähe ein Adler, darüber fliegend, ein kunstvolles Muster aus breiten Linien und Bögen und fei-

nen Nebenranken. So entwickelt sich die Sprache und mit ihr die Schrift, die Sigmund Freud treffend «die Sprache des Abwesenden» nannte.

Alle Schreiber wollen dasselbe, nämlich verstanden werden, und gemeinsam schaffen sie Muster und bilden Satzformen und Wörter. Der Wörterbuchmacher hat nur zu beobachten und festzuhalten; wenn er Muster verbietet oder befiehlt, greift er unsere Sprache an. Vor 25 Jahren begannen die Reformer der Rechtschreibung ihr Zerstörungswerk, und der Duden setzt es bis heute fort; unter dem Titel der geschlechtergerechten Sprache weitet er es aus.

Regeln der Wortvernichtung

Als 1880 Dr. Konrad Duden, Gymnasiallehrer und Schulleiter, sein «Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache» veröffentlichte, tastete er die Regeln der Wortbildung nicht an. Im ersten reformierten Duden dagegen standen 1996 Tausende Wörter in einer Form, die sie nicht mehr als Wort erkennen lässt: jedes Mal, Fleisch fressend, wohl bekannt, heiss ersehnt. Das alte Wort jedesmal hielt sich zusammen mit der Ableitung jedesmalig von 1880 bis 1991 im Duden. Seit 1996 ist nur «jedesmalig» verbucht, in der neuen Auflage ist auch «jedesmalig» gestrichen, wohl der Theorie zuliebe. Mit einem einzigen Satz widerlegt Erich Kästner die ganze Theorie des Wortauftretens: «Die Wirtschafterin kämpfte in der Küche wie ein Löwe. Doch sie brachte die heissersehnten und heiss ersehnten Bratkartoffeln trotzdem nicht zustande.» In der Sprachwirklichkeit gibt es das Wort heissersehnt.

Bezwungen von der Sprachwirklichkeit und dem Widerstand der Sprachgemeinschaft, stellte der Rat für deutsche Rechtschreibung neben die reformierten die herkömmlichen Formen. Der Duden wollte und will keine freie Wahl und gängelt uns mit seinen Empfehlungen. Was empfiehlt er heute? Heiss ersehnt. Die Präsidentin der Kultusministerkonferenz sagte seinerzeit im *Spiegel*: «Die Kultusminister wissen längst, dass die Rechtschreibreform falsch war. Aus Gründen der Staatsräson ist sie nicht zurückgenommen worden.»

Die Sorgfalt, die der Duden dem deutschen Wortschatz entzieht, widmet er den englischen Fremdwörtern. Bei Verben wie *outsourcen* und *downloaden* führt er sorgsam die Verbformen auf, zum Beispiel «ich habe *downloadet*». Warum nicht «gedownloadet»? Die einfachste Lösung wäre: «ich habe *download*». Stilmuster ist der klassische Satz des Fußballtrainers Trapattoni: «Ich habe fertig». Sprachmischung ist das Merkmal der makkaronischen Poesie, der «Nudelverse». Mit Latein gemischt: «In tempore Nachti Sterni leuchtunt ab Himmlo.» So dichtete man aus Sprachwitz und Parodie; dem Duden ist es bierernst. Wo bleibt die Sprachfreude? Ein fröhlicher Sprecher hatte den Einfall, «Fast-food» zu ersetzen, und fand «Dampfmampf».

Frauen wollen einen Platz in der Gesellschaft, der Duden gibt ihnen einen im Wörterbuch und häuft weibliche Formen, die rechtschreiblich keine Schwierigkeit machen. Die Folgerichtigkeit fehlt: Wenn der Buhmann mit «Prügelknabe» erklärt wird, warum die Buhfrau nicht mit «Prügelmäddchen»? Und sollte neben dem Sündenbock nicht die Sündenziege stehen? Ob ich immer auch die weibliche Form verwende, ist eine Frage der Genauigkeit und der Höflichkeit; übertreibe ich sie, wirke ich komisch. An der Höflichkeit liegt es auch, ob ich Wörter verwende, die kränken können, und Erziehung brauche ich nicht. Wer schriftlich schimpfen will, den hält ein «Info-Kasten» mit der Belehrung, dass man nicht schimpfen solle, nicht auf.

Seid untertan der Amtlichkeit!

Der Apostel Paulus riet seinen Christen, der Obrigkeit zu gehorchen. Im Rat steckte auch Weltklugheit: Die römischen Kaiser unterhielten wirksame Polizeibehörden und Arenen mit hungrigen Löwen. Leben auch wir in einem Staat, der Gesinnung und Haltung befiehlt? Als der Duden die Rechtschreibreform durchsetzen wollte, schrieb er in einem internen Papier zur angeblichen Verringerung der Regeln: «Die inhaltlich falsche, aber politisch wirksame Formel <aus 212 mach 112> muss auch im Duden ihren angemessenen Ausdruck finden.» Als Propaganda sollte man heute auch den Satz zur Geschlechtergerechtigkeit verstehen: «Es ist zu beobachten, dass sich die Variante mit Genderstern immer mehr durchsetzt.» In der nächsten Auflage wird diese von Ämtern gewünschte und sprachfernste aller Möglichkeiten den Schreiber*innen vorgeschrieben sein. Das Sprachamt grölt die Befehle, das Wörterbuch klafft sie ins Land hinaus?

Welche Redaktion wagt es, das verbotene Wort jedesmal zu drucken, in leuchtendem Gelb, so dass es den Duden-Leuten nicht entgeht? Es wäre ein Zeichen dafür, dass unsere Sprache Weisungen zurückweist.

Hermann Hesse, Brief an einen Korrektor, Oktober 1946

«Was ich gegen den Duden habe, ist nichts Prinzipielles; es ist gut und richtig, dass ein gewissenhafter Schullehrer seinem Volk bei Rechtschreibung und Interpunktion durch Raschläge behilflich sei. Aber Duden, das wissen Sie ja, ist längst kein Ratgeber mehr, sondern ein unter einem scheusslichen Gewaltstaat allmächtig gewordener Gesetzgeber, eine Instanz, gegen die es keine Berufung gibt, ein Popanz und Gott der eisernen Regeln, der möglichst vollkommenen Normierung.»

Weltreisende der Küche

David Schnapp

Doris Dörrie: Die Welt auf dem Teller – Inspirationen aus der Küche. Diogenes. 208 S., Fr. 29.90

Doris Dörrie landet in Japan, isst kurz darauf Pho in Hanoi, schreibt eine Liebeserklärung an Sevilla – Paella soll es sein –, outet sich als Pasta-Loverin und schreibt einen Brief in Sachen Orangen aus Kuba an Fidel Castro. In kurzen Texten springt sie in dem Band «Die Welt auf dem Teller» von Stadt zu Land, von fremden Küchen in die eigene, von Kartoffeln zu Kohl und kale.

Ein wenig Sozialanthropologie da, eine Erinnerung an die Erbsensuppe der Mutter dort. Leicht atemlos wird der Leser durch Anekdoten und Erinnerungen der Autorin gehetzt. Und wenn sie ihre Hände personifiziert, weil die es kaum erwarten können, «in die Küche zu gehen», um sich dort auf alles zu stürzen, «was sie in die Finger bekommen», wirkt das etwas angestrengt. Denn eigentlich will Dörrie in diesem Beispiel nur mitteilen, dass sie Handarbeit

bei Lebensmitteln der Verarbeitung mit Maschinen vorzieht.

Die im heiteren Tonfall geschriebenen Kurztexte sind letztlich wie ein feines Amuse-Bouche – leichte Unterhaltung, ohne dass es in die ganze Tiefe eines vollständigen Menüs führt. Das ist zwar angenehm, manchmal würde man aber durchaus gern mehr erfahren als bloss eine Erinnerung an Erlebnisse in der Kindheit oder ein, zwei Sätze Wikipedia-Wissen über Nahrungsmittel. Gibt es zum Beispiel bei Kartoffelpuffern, Rösti oder *hash browns* eine tiefere Verbindung, oder bleibt es bei der oberflächlichen Feststellung, dass es Kartoffelgerichte in verschiedenen Ländern der Welt, auf verschiedene Weisen zubereitet, gibt?

Mehr oder weniger subtil flicht Doris Dörrie auch aktuelle Fragen zu Moral und Ethik des Essens ein. Die in schrecklichen Massentötungen gehaltenen Hühner werden zum Thema oder der verantwortungsvolle Fischkonsum. Dafür hat die Autorin eine App, Sushi esse sie fast nicht mehr, sondern nur noch Süswasserfische, dafür trinkt sie umso mehr Grüntee. Das sind natürlich relevante Themen, in der kurzatmigen Abhandlung aber dienen sie eher dazu, die Leser zu versichern, dass man den moralisch korrekten Blick auf die Dinge hat.

Nicht wirklich satt

Es liegt im Wesen einer Kolumne, dass sie sich kurz und im besten Fall unterhaltsam mit einem bestimmten Thema befasst. Wenn aber gleich 48 solcher Texte zwischen zwei Buchdeckeln gesammelt werden, steigen die Erwartungen. Zum Beispiel an den praktischen Nutzen eines solchen Bands, der etwa mit Rezepten als Anhang geschaffen werden könnte. So aber stellt sich, hier angesichts mancher etwas gar nahe liegender Gags, eher leise Enttäuschung ein. Wie bei einem grossartig angerichteten Teller, bei dem sich nach ein paar Gabeln herausstellt, dass der Koch das Gericht ohne viel Fantasie abgeschmeckt hat.

Zum Beispiel, wenn Dörrie die offensichtlichste aller möglichen Pointen benutzt und sich die Beziehung zu Hermann – die sie «komplett in Beschlag» nimmt und die mit Höhen und Tiefen des menschlichen Paarlebens geschildert wird – als Auseinandersetzung mit dem Thema Sauerteig herausstellt. Der Ansatz mag zunächst nicht so recht gelingen, Dörries Mann wird mit der Aufzucht der Naturhefe betraut, und sie selbst befürchtet schliesslich, dass Hermanns Beziehung zu Herrn Dörrie inniger sei als zur Schreibenden. «Wohlan!», denkt man und blättert wenig beeindruckt weiter.

Die Filmemacherin und Autorin schafft es mühelos, die Leser von ihrer Freude am Essen und an allem, was am und rund um den Herd herum passiert, zu überzeugen. Gerüche aus der Küche ziehen sich durch die 200 Seiten, aber wirklich satt wird man davon nicht.

«Ich bin Ihre Zumutung»

Peter Keller

Maxim Biller: Sieben Versuche zu lieben – Familiengeschichten. Kiepenheuer & Witsch. 368 S., Fr. 33.90

Maxim Biller: Wer nichts glaubt, schreibt. Reclam. 272 S., Fr. 13.90

Maxim Biller: Im Kopf von Maxim Biller. Hrsg. Kai Sina. Kiepenheuer & Witsch. 416 S., Fr. 36.90

«Hundert Zeilen Hass». So fing es an mit Maxim Biller, in den achtziger Jahren in der Zeitschrift *Tempo*, in einer Kolumne, deren Titel so verheissungsvoll klang wie wild, das Versprechen freien, unzensierten Denkens barg. «Ich bin Heine», schrieb Biller in einer dieser Hass-Kolumnen. «Ich bin Ihre Zumutung, Ihr Streit, Ihr Widerspruch.»

Und so ist es bis heute. Am 25. August wurde Biller sechzig Jahre alt. Vom Hass-Kolumnisten, der über die deutsch-triste Achtziger- und Neunziger-Jahre-Ästhetik höhnte, sofern sie Ausdruck tumber Herdenmentalitäten war – Vokuhila, Politik, Vegetarismus, Literaturbetrieb, Kleinfamilie, Öko und Nachkriegswohlstand, vor allem aber das heuchelnde, verquere Verhältnis der Deutschen zu Juden –, wurde er zu einem der wichtigsten deutschen Gegenwartsschriftsteller. Aus «Hundert Zeilen Hass» wurde folglich auch «Sieben Versuche zu lieben», wie die im Februar erschienene Sammlung fulminanter Familiengeschichten aus dem Biller-Universum heisst.

Rasant, bissig, divenhaft

Es begann 1990 mit «Wenn ich einmal reich und tot bin», Biller war knapp dreissig Jahre alt, der Titel wurde Programm für sein Werk: rasant, leicht divenhaft, bissig, fokussiert. Nach dem Studium von Philosophie, Geschichte und Neuerer Deutscher Literatur ging Biller an die Journalistenschule, begann für *Tempo* zu schreiben, es folgten der *Spiegel*, die *Zeit*, die *Süddeutsche Zeitung*, dann der grosse Zoff mit «Esra», dessen Publikation 2003 gerichtlich untersagt wurde, da Biller in dem Buch intime Details, wenn auch fiktional verzerrt, über seine Ex-Freundin Ayse Romey preisgab. Man sprach von Diffamierung, der Schatten des Buches begleitet Biller bis heute.

Bis 2010 schrieb Biller in der *Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung* die Kolumne «Moralische Geschichten»: Es geht um Dudek, dessen Tochter Rosa, die immer die besseren Ideen und klügeren Einsichten hat. Inzwischen verfasst Biller die Kolumne «Über den Linden» für die *Zeit*. 2018 erschien «Sechs Koffer». Das Buch beginnt mit dem fünf Jahre alten Maxim,

Licht an
in der Birne!



Einzigartig freiheitlich seit 1921
schweizermonat.ch/abo

**schweizer
monat** SEIT 1921

Die Autoren- und Debattenzeitschrift
für Politik, Wirtschaft und Kultur.



Was ist jüdisch? Gegenwartsschriftsteller Biller.

der seinen Vater in dessen Arbeitszimmer beim Schreiben und nervösen Lampe-An-und-Ausknipsen beobachtet – warum, ist nicht ganz klar, er denkt, denkt an Vergangenes, hat Kopfschmerzen, wie überhaupt alle Billers immer Kopfschmerzen haben und die neurotische Angst, über die Teppichkante zu stolpern.

«Biografie», der über 800-seitige Roman, der 2016 erschien und von der deutschen Presse verrissen wurde – zu viel Sex, zu viel Penis, zu viel haariger Mann oder eben zu viel Biller –, hätte sein Lebenswerk werden sollen, das, was «Buddenbrooks» für Thomas Mann war, über dessen Bild der Juden Biller mit 22 eine Magisterarbeit geschrieben hatte. In «Biografie» geht es um Solomon Karubiner aus Berlin, Hamburg und Tel Aviv, der bei einem Saunagang und beim Anblick einer nackten Frau eine unfreiwillige Erektion bekommt.

«Lesen Sie weniger Thomas Mann»

Das Selbstporträt «Der gebrauchte Jude» (2009) beginnt mit den Münchner Uni-Jahren, in denen er lieber im Englischen Garten abhängt, nachmittags an seinem Roman schreibt und sich in Mädchen verliebt, die «gross» und «deutsch» sind und «zu Hause ein Bett aus Daunen» haben. Eines dieser Mädchen war Henriette, die Tochter des berühmten Kritikers Joachim Kaiser. Sie gab ihrem Vater Billers Buch zu lesen. «Machen Sie weiter so», lautete Kaisers gönnerisches Urteil, «lesen Sie aber ein bisschen weniger Thomas Mann.» Es sollte Billers letzter literarischer Stoff sein, in

dem kein einziger Jude vorkam. Den letzten Mut dazu fasste er durch die Lektüre der grossen amerikanisch-jüdischen Autoren wie Saul Bellow und vor allem Philip Roth.

Seither geht es den Lesern seiner Romane, den Deutern des Phänomens «Biller» um ein ewiges Rätsel. «Was ist jüdisch?», fragt Biller, fragen die Deutschen Biller zurück, ohne eine Antwort parat zu haben. Biller, der «gebrauchte Jude», «integriert» aussenseiterisch, polemisch wie Heinrich Heine, wie Karl Kraus. Geboren wurde er als Kind russisch-jüdischer Eltern in Prag, die Familie emigrierte 1970 nach Deutschland, und der damals zehnjährige Maxim sprach noch kein Wort jener Sprache, in der er später zum Schriftsteller wurde.

«Natürlich bin ich auch sehr jüdisch», schreibt Biller in «Der gebrauchte Jude». Er lese fast nur jüdische Schriftsteller, er könne schneller und ohne Furcht beim Betrachten eines Problems die Perspektive wechseln – was er gleich einlöst mit der Frage: «Woher weiss ich, was an mir jüdisch und was Frage meines Charakters ist?» Die Gesellschaft, in der er lebe, wisse es genau. «Für sie bin und bleibe ich Jude, ob ich will oder nicht, und das macht mich sehr viel mehr zum Juden als das vielleicht wirklich Jüdische an mir – die Hypochondrie, das Radikale, das Weibliche ...» Biller hält kurz inne, man sieht sein amüsiertes Grinsen zwischen dem Zigarettenqualm aufsteigen. Dann witzelt er, all diese jüdischen Eigenschaften «habe ich von meiner armenischen Grossmutter geerbt».

Die Sprache

Der möblierte Herr

Es gibt ihn eigentlich nicht mehr, den möblierten Herrn, und doch gibt es ihn noch; es dürfte ihn aber gar nicht geben. Geht's noch etwas komplizierter? Ich bemühe mich ja. Herren, die in einem möblierten Zimmer wohnen, sind eben nicht möbliert. Der Grosse Duden bezeichnet den möblierten Herrn als «umgangssprachlich veraltend, noch scherzhaft». Fachsprachlich werden solche Bildungen isolierte Partizipien genannt. «Möblierte Melancholie» heisst ein Gedicht, «Möblierte Herren» ein Buchtitel von Erich Kästner. Der möblierte Herr sei der Mönch der Zivilisation, schrieb der Schriftsteller Peter Bamm (1897–1975). In die Zeitungen schafft es dieser Ausdruck kaum mehr, aber im Kampa-Verlag erscheint eine Neuübersetzung von Georges Simenons Roman «Maigret als möblierter Herr» («Maigret en meublé»).

Der abgebrochene Student – manchmal zwischen Anführungszeichen gesetzt, was die Sache nicht besser macht – ist nicht abgebrochen, sondern ein Studienabbrecher. Aus ihm wird wahrscheinlich kein Studierter, was doch, umgangssprachlich auch er, zu ihm passen würde. Im Klappentext zu Silke Leopolds Biografie über Leopold Mozart wird dieser als «abgebrochener Student der Rechte» bezeichnet. Willi Winkler in der *Süddeutschen Zeitung* über Mick Jagger: «Ausser für Geld interessierte sich dieser abgebrochene Student an der London School of Economics nur für den Blues, der auf raren Platten aus Amerika importiert wurde.» Wo's abgebrochene Studenten gibt, ist die abgebrochene Studentin nicht weit. Man findet sie in Sahra Wagenknechts Buch «Reichtum ohne Gier»: «Marie-Elizabeth Schaeffler, die Inhaberin des Schaeffler-Konzerns, startete als abgebrochene Studentin, die von zwei angefangenen Studien keins fertig bekommen hatte.»

Ist Argan, die Titelfigur der Komödie «Der eingebildete Kranke» von Molière, eingebildet? Nein, er bildet sich die Krankheiten ein, ein Hypochonder. Manchmal wird in Kritiken verschämt darauf hingewiesen, «Le Malade imaginaire» sei falsch übersetzt. Der deutsche Titel aber ist geblieben. Es existieren ein paar Neuübersetzungen mit dem Titel «Der eingebildet Kranke». Dann doch lieber gleich «Der Hypochonder».

Max Wey

Der Intendant als Gourmet

Der Zürcher Aviel Cahn feierte schon in Antwerpen, Helsinki und Bern Erfolge. Nun hat er in kürzester Zeit das Grand Théâtre de Genève zum Opernhaus des Jahres gemacht.

Manuel Brug



«Die Saat ist ausgelegt und fängt an zu blühen»: Intendant Cahn.

Die Liebe der Genfer zu ihrer Oper war stets eine begrenzte. Und man muss gar nicht das irgendwie dann doch richtige Klischee von der Calvinistenstadt bemühen, in der vorwiegend andere Werte zählen als die der Kunst. Mit 200 000 Einwohnern ist man zudem von überschaubarer Grösse, da muss man sich um seine Zuschauer bemühen. Und auch die Mitglieder der vielen hier ansässigen internationalen Organisationen zählen, anders als in Luxemburg, Brüssel oder Strassburg, nicht unbedingt zu den regelmässigen Besuchern.

Das Vorbild Palais Garnier in Paris strahlt von dem nur vier Jahre später, 1879, eröffneten Ge-

bäude aus, ohne dessen architektonische Eleganz und Subtilität zu erreichen. Ein wenig neureich provinziell, mit zu viel Tortenguss, liegt es an der Place de Neuve zwischen den klassizistisch schlichten Gebäuden des Musée Rath und dem Conservatoire de musique de Genève. Innen freilich – hat man die repräsentativen, frisch renovierten Stuck- und Goldschnörkel-Foyers hinter sich gelassen – atmet es den tadellos sanierten Holzpaneelgeist der frühen sechziger Jahre; ein Brand zerstörte 1951 den Zuschauerraum.

Historismus und klassische Moderne, dazu eine in ihrer Freizeit gern nach Frankreich orientierte Stadt am See, ein loyaler Mäzenen-

und Sponsorenkreis. Plus viele Junge, die sich mit der allzu neutral Grand Théâtre de Genève geheissenen, auch das Ballett beherbergenden Oper nicht wirklich identifizieren können. Da war es offenbar Zeit für einen ehrgeizigen, deutlich anders denkenden Macher wie Aviel Cahn.

Experimente und Wagnisse

Nach drei französischen Intendanten, Hugues Gall (1980–1995), Renée Auphan (1995–2001) und Jean-Marie Blanchard (2001–2009), sowie dem Deutschen Tobias Richter (2009–2019) war nun auch wieder mal ein Deutschschweizer dran. Vor allem die Freunde und Mä-

zene wollten inhaltliche Veränderung. War das Grand Théâtre, trotz den Regisseuren Olivier Py, der unter Blanchard hier gross wurde, und Christof Loy, der regelmässig in den Richter-Jahren kam, doch vor allem ein Haus der Sänger, der gediegenen Ausstattung, der braven Nacherzählung. Experimente und Wagnisse gab es selten.

Das ist seit einer Spielzeit anders. Und nicht nur, weil jetzt bei Disco-Abenden im Grand Foyer die Lichtorgel zuckt, es eine speziell kreierte Glace zu Philip Glass' «Einstein on the Beach» oder ein eigenes «Hugenotten»-Bier zur hier besonders passenden Premiere der meyerbeerschen Glaubenskriege-Oper gab.

Das sind Marketing-Gags, aber dem in allen Bereichen versierten Aviel Cahn geht es um mehr: «Genf, das sind doch vier Städte – die der mitmenschlichen Philosophie und Philanthropie mit dem Sitz des UNHCR und als Geburtsort der Genfer Konvention, der Ort von Luxus, Glamour und Uhren-Nobelmarken, der Wissenschaftsstandort, wie er sich im Cern manifestiert, und die Stadt der Religion, von Calvin und Voltaire. Das ist alles in meine Spielplanüberlegungen eingeflossen.»

Überlegungen, die sich streng und sehr konzeptionell geben, aber trotzdem Spass und Lust machen sollen. Auch wenn die Hälfte von Cahns erster Spielzeit von Corona torpediert wurde und jetzt mit der verschobenen Rossini-«Cenerentola» als optisch bunter zweiter Saisoneroöffnung ein gar nicht Cahn-gewichtiges Stück terminiert war. Theater ist eben immer auch Improvisation. Das hat der zielstrebige, nach wie vor junge Intendant schnell gelernt, schon weil ihn selbst ein grosser Karriere-Umweg ereilte: «Eigentlich wollte ich unbedingt und mit aller Leidenschaft Sänger werden. Aber als ich dann doch realistisch merkte, dass meine Fähigkeiten in anderen Theaterbereichen besser ausgebildet sind, bin ich schnell abgelenkt.»

Zu Recht – und sehr zielstrebig. Der 1974 in Zürich geborene Aviel Cahn studierte dort nach Klavier und Gesang auch Rechtswissenschaften. Seine Dissertation trägt den Titel «Der Theaterintendant – Seine rechtliche Stellung in Theorie und Praxis». Schon als Student leitete er eine eigene Künstleragentur, führte das künstlerische Büro des Zürcher Kammerorchesters und arbeitete in der Verwaltung für die Nurejew-Stiftung. 2000/01 bastelte er mit dem Dirigenten Muhai Tang in Peking eine Konzertsaison nach westlichem Vorbild für das China National Symphony Orchestra.

2001 bis 2004 leitete Cahn an der urauführungsfreudigen Finnischen Nationaloper in Helsinki das künstlerische Betriebsbüro. Ein Coup war es, 2003 den Nobelpreisträger Dario Fo als Regisseur und Ausstatter zu gewinnen. Danach leitete der dreissigjährige Cahn als jüngster Operndirektor die Musiksparte am

Stadttheater Bern, lud junge Frauen wie Tatjana Gürbaca oder Mariame Clément als Regisseurinnen ein, aber auch die Belcanto-Legende Renata Scotto. Die zeitgenössische Oper pflegte er mit Erstaufführungen von Aulis Sallinen, Péter Eötvös und Christian Jost.

Gute Spürnase

2006 hat Aviel Cahn zum Andenken an den grossen Schweizer Tenor den Concours Ernst Haefliger ins Leben gerufen. Und im Januar 2009 wechselte er als Intendant der Flämischen Oper nach Antwerpen und Gent. Das zweite Haus in Belgien mischte er künstlerisch auf, auch wenn es bisweilen hinter den Kulissen knallte. Ein Theater ist eben kein Ponyhof. Doch machte Cahn vor allem mit Regisseuren wie Michael Thalheimer, Peter Konwitschny oder Calixto Bieito europaweit Furore, ebenso

Aviel Cahn kann eine Nervensäge sein, aber wenn er etwas will, dann schafft er es meist auch.

mit Uraufführungen von Elena Kats-Chernin, Christian Jost, Giorgio Battistelli oder Chaya Czernowin und der Wiederentdeckung von Raritäten. 2013 gewann er den Oscar-Preisträger Christoph Waltz für den «Rosenkavalier» als Opernregie-Debütanten. Auch wenn sich der vor allem als berühmter Name entpuppte.

Aviel Cahn kann eine Nervensäge sein, aber wenn er etwas will, dann schafft er es meist auch. Und hinterher, wenn es gelingt, freuen sich sowieso alle. Die Opernfahrt nach Flandern: immer wieder gern. Allein schon wegen der so unterschiedlichen Schönheit von Antwerpen und Gent, auch der beiden ehrwürdigen, gut ins 21. Jahrhundert gerutschten Spielstätten. Belgien, das Land Gerard Mortiers, mit seinen nur drei Musiktheatern, es behauptet sich weiterhin gut auf der europäischen Klangkarte. Unter Aviel Cahn wurde die Vlaamse Opera jünger, strenger und mehr auf deutsche Konzeptlinie gebracht. Manchmal, von jenseits des Rheins betrachtet, fast schon musterschülerhaft!

Hier wurde wirklich, bisweilen zu sehr, um eine mögliche Operninterpretation des 21. Jahrhunderts gerungen. Hier wurde, vielfach von Kritikern ausgezeichnet, gewagt, nicht immer gewonnen, aber in jedem Fall versucht und über Grenzen gegangen. Endlich auch über die der Sparten, das Ballett wurde wichtiger, stärker in den Musikbetrieb integriert: Aviel Cahn, der solches auch in Genf plant, hatte oft eine sehr gute Spürnase. Ja, und Sänger, das Herzstück der Oper, konnte man in Flandern ebenfalls entdecken. Die litauische Sopranistin Ausrine Stundyte beispielsweise, die eben bei den Salzburger Festspielen als Elektra gefeiert wurde.

So soll es jetzt auch in Genf weiterblühen. Der Anfang wurde letzten Herbst gemacht. Das strahlte schon die Spielzeitbroschüre aus, Motto: «Oser l'espoir» – und setzte sich gleich fort im spektakulären Auftakt mit dem Philip-Glass-Mehrstünder «Einstein on the Beach», einer Schweizer Erstaufführung. Der Zürcher Titus Engel stand am Dirigierpult, und für die als eine Art farbenprächtiger Cirque du Soleil sich entfaltende Inszenierung war der Tessiner Daniele Finzi Pasca verantwortlich, der im gleichen Jahr auch die Fête des Vignerons in Vevey in Szene gesetzt hat.

Mit exotischen Klischees spielte die vielfach gebrochene Rameau-Ballettoper «Les Indes galantes», die Lydia Steier und der Choreograf Demis Volpi szenisch betreuten. Jossi Wieler inszenierte die brutalen «Hugenotten» als blässliche meyerbeersche Hollywood-Collage und als Kostümschinken. Und der ambitionierte Versuch einer textlichen Neufassung von Mozarts «Entführung aus dem Serail» als moderner Begegnung sich fremder Kulturen scheiterte an der mangelnden Kommunikationsbereitschaft zwischen dem belgischen Regisseur Luk Perceval und der türkischen Autorin Asli Erdogan.

Zwei bedeutende Projekte hat dann die Pandemie vorläufig verschluckt: die Uraufführung «Voyage vers l'espoir» (nach dem Xavier-Koller-Film «Reise der Hoffnung») von Christian Jost und die Schweizer Erstaufführung von Olivier Messiaens tiefkatholischem Monumentalwerk «Saint François d'Assise» durch den zeitgenössischen Kunststar Adel Abdessemed.

Doch Aviel Cahn, der Gourmet, der zu schätzen gelernt hat, in die nahen französischen Sterne-Restaurants zu entweichen, plant konzentriert für Genf weiter. «Natürlich sind wir jetzt darin unterbrochen worden, die Stadt für neues Musiktheater zu begeistern. Das wird auch noch dauern. Aber die Saat ist ausgelegt und fängt an zu blühen. Ich bin da sehr optimistisch.» Den ersten grossen Erfolg konnte Aviel Cahn schon einfahren. Das Grand Théâtre de Genève wurde zusammen mit der Frankfurter Oper von den Autoren der deutschen Fachzeitschrift *Opernwelt* zum «Opernhaus des Jahres» gekürt. Chapeau!





Irrwitzige Groteske, hintergründige Parabel: Biscayart (l.) und Eidinger (r.) in «Persischstunden».

Film

Schauerliche Unterrichtswunde

Wolfram Knorr

Persischstunden (Deutschland/Russland 2020)
 Von Vadim Perelman. Mit Lars Eidinger,
 Nahuel Pérez Biscayart, Jonas Nay

Dem belgischen Juden Gilles (Nahuel Pérez Biscayart), gerade von einer Nazi-Gruppe zur Erschiessung im Wald aufgegriffen, bietet ein Leidensgenosse ein Buch für ein Stück Brot an. «Die Mythen der Perser» – und dann auch noch in Farsi. Was soll er damit? Gilles gibt dem Bettleienden schliesslich das Brot und nimmt das Buch. Im Wald müssen sie sich aufstellen und werden erschossen. Als Gilles an der Reihe ist, fällt dem Rottenführer (Jonas Nay) der Jude mit dem Buch auf.

«Wart mal», sagt er zu dem, der gerade anlegen will, «unser Hauptsturmführer Koch hat doch jedem eine zusätzliche Fleischration versprochen, wenn er ihm einen Perser bringt, weil er Persisch lernen will. Bist du Perser?» Gilles entscheidet sekundenschnell – und spielt von nun an auf der Kante zum Abgrund um sein Leben.

«Persischstunden», nach der Erzählung «Die Erfindung einer Sprache» von Wolfgang Kohlhaase, ist die wohl irrwitzigste Groteske und

zugleich die hintergründigste Parabel über den Holocaust, der eigentlich in seiner Masslosigkeit nicht darstellbar ist, aber an dem trotz allem immer wieder der Meissel für dramatische Darstellungen angesetzt wurde: «Jakob, der Lügner» (1974), «Schindler's List» (1993), «La vita è bella» (1997), «Son of Saul» (2015) und so weiter.

Manche halten derartige Höllenspiele für ärgerlich und respektlos, die Furchtbarkeit werde trotz aller Drastik nur verharmlost. Wer auch immer recht hat, der Holocaust bleibt ein Pfahl im kollektiven Gedächtnis und eine ewige Herausforderung, ihn «in den Griff zu bekommen». Lässt er sich total überspitzen, bis ins Widersinnige, bis in die komplette Verkehrung von Opfer und Täter? Geht das?

Regisseur Vadim Perelman («House of Sand and Fog») und Autor Ilya Tsofin haben es mit Kohlhaases Novelle gewagt. Nach den vielen Spielfilmen nun einer, der den kompletten Wahnsinn im Absurden anschaulich macht! Perelman und Tsofin ist es geglückt, sie zeigen das Irre, wie es aus dem realistischen Umfeld wächst.

1942 sammeln SS-Schergen in Frankreich Juden auf, erschiessen sie der Einfachheit halber im Wald oder bringen sie in ein Zwischenlager, bevor sie, bürokratisch akkurat aufgelistet, in die Vernichtungslager transportiert werden. Hauptsturmführer Koch (Lars Eidinger) ist einer der Leiter des Lagers, der nach dem Krieg in Teheran, wo ein Verwandter von ihm

lebt, ein Restaurant aufmachen will. Als ihm der Rottenführer den «Perser» bringt (und dafür zusätzliche Fleischrationen bezieht), findet er Gilles, der sich Reza nennt, glaubwürdig: klein und dunkelhaarig. Er blättert «Die Mythen der Perser» durch und verlangt, dass von nun an Gilles beziehungsweise Reza ihm Farsi-Unterricht geben muss. Ob er auch die Schrift beherrsche? Gilles verneint schnell, er könne nur sprechen. Auch gut, meint Koch, das sei sowieso erst mal wichtiger.

Sanfte Zuneigung zum «Perser»

Nur: Farsi? Wie hört sich das an, wie klingt es? Hat sein potenzieller Henker Vorkenntnisse? Gilles sieht aus, als würde er gerade von einem reissenden Strom ins Ungewisse getrieben. Koch will etwas hören, und «Reza» muss blitzschnell irgendwas erfinden. Eine aberwitzige Situation entsteht: Um sein Leben zu retten, muss Gilles eine Sprache erfinden, die Koch für Farsi hält. Was sich dann täglich im Büro von Koch abspielt, ist verdrehter als Eugène Ionescos «Die Unterrichtsstunde». Das Opfer übernimmt, ständig um sein Leben zitternd, die Rolle des Lehrers; der Täter die des Schülers.

Es entsteht eine Diktatur des Grotesken: Gilles, um sein Leben kämpfend, kreierte eine völlig leere Sprache, und Koch füllt sie mit Leben. Es wird aber noch vertrackter: Gilles muss seine eigenen Erfindungen genauso pauken wie sein «Schüler». Vergisst er mal, was er tags zuvor verfertigt hat, wird Koch sofort misstrauisch,

denn er hat die Worte in seinem Lerneifer behalten. Und über das Lernen der Sprache lässt der schnarrende SS-Offizier sogar Emotionen zu, verliert sich in seelenvollen Erinnerungen und zeigt sanfte Zuneigung zum «Perser». Für Gilles wird es immer schlimmer, je mehr er in die «Gefühle» von «Farsi» eindringen muss, er, der KZ-Jude!

Dass «Reza» Koch (fast) ans Herz wächst, bleibt dem Rottenführer, der Gilles im Wald vor dem Tod rettete, nicht verborgen. Die Missgunst wächst. Er beginnt herumzuschneffeln und zu denunzieren. Als ein echter Perser aufgegriffen und ins Lager gesteckt wird, sieht er seine Chance und wendet sich an einen Koch übergeordneten Offizier. Der lässt ihn mit dem arroganten Kommentar «Sie wollen wohl klüger sein als ich» abblitzen.

Die kleinkarierten, eiskalten Missgünstelien unter den anerkennungsgeilen Soldaten bilden den seelenlosen Kontrast zu Gilles' Überlebenskampf, der aus existenzieller Verzweiflung heraus mit einer erfundenen Sprache um sein Leben jongliert. Lars Eidinger und Nahuel Pérez Biscayart spielen das verdrehte Lehrer-Schüler-Herr-Knecht-Spiel mit solcher Hingabe, bis Schwarzhumoriges aus der schauerlichen Unterrichtswunde bricht.

Klassik

Alles nur ein (Alb-)Traum

Christian Berzins

Opernsaison-Eröffnung: Genf und Zürich

Am Montag, dem 14. September, war die Schweizer Opernwelt noch einigermaßen im Lot. Durch acht Eingänge verloren sich 600 Leute ins Genfer Grand Théâtre mit seinen 1500 Plätzen, erlebten statt wie vorgesehen Puccinis monumentale «Turandot» Rossinis nette «Cenerentola»: kleines Orchester, wenige Solisten, kaum Chor – viel Spass. Die ideale Oper in Zeiten, da wenig Leute auf der Bühne stehen und im Orchestergraben sitzen sollten. Genfs Opernchef Aviel Cahn hatte klug umgestellt. Obwohl er kein festes Ensemble hat, war es möglich, die Stars einzufliegen.

Am Sonntag, dem 20. September, dagegen läuteten in Zürich der Oper die Totenglocken. So fürchterlich war eine Saisonöffnung noch nie. Nicht, weil sich 800 Leute durch das eine Eingangportal ins Haus und die engen Gänge zwängten. Nicht, weil die Sänger abgefallen wären; nicht, weil das Orchester schlecht gespielt hätte; nicht, weil die Regie einen Skandal verursacht hätte. Zur Abdankung der Oper wurde die Vorstellung von Mussorgskis Breitleinwand-Opus «Boris Godunow», da

das Riesenorchester und der erweiterte Chor Corona-bedingt im Probelokal am Kreuzplatz spielten und sangen und nur via Elektronik live ins Haus übertragen werden konnten.

Muss man beschreiben, wie schrecklich es ist, wenn das Orchester nicht im Haus ist, wenn es sich dort nur via Glasfaser entfalten kann? Soll man schreiben, dass im Fortissimo Chor und Orchester zu einem brutalen, dröhnenden Metall-Klang wurden? Dass es in den stillen Einleitungen, als noch keine Handlung zu sehen war, klang, als schlage da die Totenglocke?

So war denn dieser «Boris» kein Opernabend, sondern eine Anti-Corona-Demonstration: Künstler und Publikum applaudierten sich gegenseitig, begnügten sich mit einem «Besser als nichts». Besser als Netflix schauen ...

Das Opernhaus ist stolz auf den Husarenstreich, Intendant Andreas Homoki sagt dazu: «Dieses Spielmodell ermöglicht es, nur geringfügige Änderungen am publizierten Saisonprogramm vornehmen zu müssen. Zusätzlich bietet dieses Konzept für das Publikum und das Haus Planungssicherheit.» Ist es der richtige Zeitpunkt, um im Kulturbetrieb auf Sicherheiten zu hoffen? Braucht das Publikum Gewissheit, dass am 27. Februar «I puritani» via Kreuzplatz gezeigt wird? Egal: Der Dampfer fährt, Eisberge gibt es nur in alten Märchen.

Zum Happy End kam es leider auch in Genf nicht. Das Schloss, der Prinz, die Liebe? Nichts da! Regisseur Laurent Pelly wollte, dass Aschenbrödel alles bloss geträumt hatte. Und ich wünschte mir, den Zürcher Abend nur geträumt zu haben.

Christian Berzins ist Musikkritiker bei CH Media.

Podcast

Plaudern über Horrorfilme

Gion Mathias Cavelti

Mike Muncer: The Evolution of Horror
www.evolutionofhorror.com

Horror? Im Ernst? Soll man sich tatsächlich noch mehr Horror zuführen, als einem eh schon täglich um die Ohren fliegt? Absolut. Denn der real existierende Horror (Corona-Pandemie, Weltpolitik, Lokalpolitik, Steuererklärung, der Staub, der sich schon wieder überall angesetzt hat) ist einfach nur vulgär, erbärmlich, widerwärtig, unoriginell, deprimierend.

Wie wohltuend, dass man dieser ganzen Unerfreulichkeit entkommen kann. Zum Beispiel, indem man sich in die Arme von Edward mit den Scherenhänden sinken lässt. Sanft die Wiege von Rosemary's Baby schaukelt. Louis Cyphre beim sorgfältigen Pellen eines Eis zuseht (und ihm dann seine Seele verkauft).

Leider, leider existieren diese Figuren nicht wirklich. Wie aufregend wäre unsere Welt, wenn sie es täten! Jedes jemals von einem Autor ausgedachte Horrorszenario wäre besser als das, was da draussen tatsächlich abläuft. Erfrischender. Sinnhafter. Befriedigender.

Dies wird einem klar (respektive wieder einmal klar), wenn man sich den Podcast «The Evolution of Horror» des putzmunteren britischen Filmjournalisten Mike Muncer anhört, der wöchentlich mit Genre-Experten über Horrorfilme plaudert.

«Evolution» meint hier: Muncer beginnt ganz vorn in der Horrorfilmgeschichte und arbeitet sich chronologisch bis in die Gegenwart vor. Die Expedition geht von Georges Méliès' «Le manoir du diable» aus dem Jahr 1896 über «Häxan» (1922) oder Buñuels «Un chien andalou» (1929) bis hin zu neuen Genre-Perlen, etwa «The Witch» (2015) oder «Midsommar» (2019).

Gute alte Freunde werden liebevoll seziert und bis in die tiefsten Tiefen ausgelotet («Angel Heart», «The Omen», «The Exorcist»); auch wenn man glaubt, bereits alles darüber zu wissen, lernt man laufend Neues. Dazu gesellen sich Filme, von denen man noch nie etwas gehört hat; grandiose Genre-Perlen wie etwa «A Dark Song» (2016) des irisch-walisischen Regisseurs Liam Gavin. (Der Schreibende hat tatsächlich noch nie einen unheimlicheren Film gesehen. Er war eine Wohltat!)

Zurzeit werden Filme mit dem Kernthema «Mind and Body» behandelt (letzte Folge: «Lost Highway», 1997); zuvor gab es bereits die Reihen «Slashers», «Ghosts», «Folk», «Zombies» und «Occult».

Tune in – if you have the balls!

VALUES WORTH SHARING

«Unser langfristiges Denken hilft uns, mit kurzfristigen Veränderungen umzugehen.»

Elena Sager, LGT Mitarbeiterin seit 2006



Private Banking

lgt.ch/values

Chanson

Juliette Gréco (1927–2020)

Hanspeter Born

Sommer 1955. Ich war sechzehn, gewissermassen erwachsen, und verbrachte die Ferien erstmals nicht mit der Familie oder im Pfadfinderlager, sondern allein in Genf. Ich übernachtete beim Götti, schlenderte tags einsam durch die Stadt, die so anders und aufregender war als mein gemütliches Bern. Der weite See, der wie ein Münster in die Höhe spritzende Jet d'eau, der Palais des Nations. Ich stand am Strassenrand, als die Grossen dieser Welt in offenen Wagen zur Gipfelkonferenz fuhren, die Deutschland vereinigen sollte: Präsident Eisenhower, Premier Eden, Ministerpräsident Faure und das sowjetische Zweigespann Bulganin-Chruschtschow. Ich kaufte ein Billett für den Auftritt von Juliette Gréco im Grand-Casino.

Der Saal war nicht ganz voll, die Stimmung gedämpft. Die legendäre Gréco bildete keine Sensation mehr, sie war schon 28, also alt. Für Künstler war das verwöhnte Genf ein schweres Pflaster. Dann erschien sie, im langen, sich an ihren schönen Körper schmiegenden schwarzen Kleid, vor einer schwarzen Kulissenwand, aus der ein azurblaues Viereck herausleuchtete. Leichte Verbeugung, sympathisches Lächeln, und sie begann zu singen. Welch beeindruckende Stimme, welch präzise Gestik, welch ausdrucksvolle Hände, welch schwarze Augen! Hinreissend!

Philosophieren über die Liebe

Juliette sang über das Leben in all seiner Vielfalt, über die Liebe natürlich, und niemand wird dies je besser tun können als sie. Über die verfliessende Zeit – «Les feuilles mortes» –, über ihr Paris und die «bals populaires», zu deren Akkordeonklängen die Verliebten Wange an Wange tanzen – «et c'était bien, et c'était bien». Stark beklatscht wurde «Si tu t'imagines», eine spöttische Warnung an junge Mädchen, dass die Jugend vergänglich ist: «Fillette», wenn du dir einbildest, «xa va xa va xa va durer toujours», dass du nie verrunzelt und dick sein wirst, «tu te goures» (dann irrst du).

Sie sang ein Lied von Jacques Brel, in dem der Teufel auf die Erde zurückkehrt und sich freut, dass alles nach seinem Gusto läuft – «Ça va!», die Menschen sich am gefährlichen Spiel des Kriegs amüsieren, junge Idealisten auf Schienen Bomben legen und in allen Zeitungen die «salauds» (Dreckskerle) ihre Fotos haben. Selbst auf den Strassen von Paris singt keiner mehr, wenigsten in Brels bissigem Text. Das surrealistische «La fourmi» handelt von einer Ameise, die achtzehn Meter lang ist und einen Hut trägt: «Ça n'existe pas, ça n'existe pas – et



«Es gab immer etwas Verrücktes, Schönes, Wahres»: Sängerin Gréco in Nizza 1951.

pourquoi, pourquoi pas?» Direkt ins Herz geht das eingängige «Coin de rue» über die Strassenecke aus der Jugendzeit, wo nichts mehr ist, wie es war – «tout c'qui fut et qui n'est plus».

Ein halbes Jahrhundert später sass ich als nervöser Journalist der Grande Dame in einem Pariser Hotelzimmer gegenüber. Zu Beginn des Interviews gestand ich verschämt, ich hätte

Juliette sang über das Leben in all seiner Vielfalt – und über die Liebe natürlich.

mich einst in Genf vor 52 Jahren unsterblich in sie verliebt. Antwort: «Et vous me le dites maintenant?» Und Sie sagen mir das (erst) jetzt? Die Achtzigjährige wusste zu flirten. Und zu erzählen. Von ihren Anfängen, als in einem Lokal, wo sich junge Surrealisten trafen, Jean-Paul Sartre

zu der achtzehnjährigen, ehemaligen Ballettratte meinte: «Sie haben eine Stimme, Sie sollten singen» und ihr das Lied «Rue des Blancs-Manteaux» offerierte, das er für sein Stück «Huis clos» gedichtet hatte. Seither hat sie ein Leben lang gesungen und staunt immer noch, dass die Leute ihr Ovationen darbringen, bevor sie überhaupt den Mund geöffnet hat: «Für mich ist es Magie. Wenn ich singe, ist es, als ob es immer Weihnachten sei.»

Sie erzählt von den jungen, unbekanntenen Männern, die für sie, ganz allein für sie, Lieder komponierten – Aznavour, Brel, Ferré, Gainsbourg – und die später selber Weltstars wurden. Charles Trenet, das war anders, der war schon berühmt, als er sie fragte: «Kommst du mit mir essen?» – «Oui, Monsieur.» Im kleinen Restaurant «Les Nuages» in Saint-Germain-des-Prés bemerkte er: «Hör, ich hab eine Idee» und begann auf einem Blatt zu schreiben. Er-

gebnis: «Coin de rue» – mein Lieblingslied von 1955 und 2020.

Gréco philosophierte über die Liebe, sprach von den Männern in ihrem Leben, weniger von ihren drei Ehegatten als von zwei intensiven Verhältnissen: Das eine war mit Jean-Pierre Wimille, «der vielleicht vierzig, also ein Greis war, aber ein wunderbarer Mann, Résistance-Kämpfer im Krieg, tapfer und sehr, sehr schön». Spitzenrennfahrer Wimille hatte 1947 den Berner Grand Prix gewonnen. Zwei Jahre später – Juliette war neunzehn – verunglückte er tödlich. Die andere grosse Liebe war der geniale Jazzmusiker Miles Davis: «Wir haben uns angeblickt und ... *coup de foudre*.» Für Miles als schwarzen Amerikaner war damals (1950) die Heirat mit einer Weissen undenkbar. Aber: «Unsere Liebe dauerte das ganze Leben. Gut, er hatte Frauen, ich hatte Männer. Wir haben uns immer verstanden. Es gab immer etwas Verrücktes, Schönes, Wahres und Kindliches.»

Juliette Gréco ruht jetzt neben ihrem 2018 verstorbenen Mann, dem Pianisten und Komponisten Gérard Jouannest, auf dem Friedhof Montparnasse.

Pop Porentief rein

Dominique Feusi

Blackpink: Ice Cream. YG Interscope

«Das Warten hat sich gelohnt, die Fans sind ausgerastet, Selena Gomez und Blackpink haben «Ice Cream» gedroppt!», hiess es in den «MTV News». Nein, niemand hat seine Glace fallen gelassen, «gedroppt» bedeutet in diesem Zusammenhang schlicht «veröffentlicht». Aber wer oder was ist Blackpink? Willkommen in der Welt des K-Pop (Korean Popular Music), der Kinderzimmer und Kopfhörer rund um den Globus erobert, bei Youtube regelmässig die Milliardenengrenze knackt und wo es zu Videos schon mal drei Millionen Kommentare gibt, meist in Englisch, nicht Koreanisch, die man als Aussenstehender dennoch nicht kapiert.

Was man jedoch schnell versteht, ist, dass es um sehr viel Geld geht, denn Pop-Prinzessin Selena Gomez, 28, kooperiert bekanntlich nicht mit irgendwem, schliesslich gilt die Ex von Justin Bieber mit 193 Millionen Followern auf Instagram als eine der einflussreichsten Prominenten im Netz.

Da passte die südkoreanische Girlgroup Blackpink mit Lisa, 23, Jennie, 24, Rosé, 23, und Jisoo, 25, die 2016 von YG Entertainment gecastet wurden, perfekt, denn das durchkalkulierte K-Pop-Phänomen, zu Hause gross geworden durch eine

eigene Reality-Show («Blackpink House»), erreicht dank loyalen Fans, den «Blinks», jeweils in Kürze Klickzahlen von über hundert Millionen, zwei der beliebtesten Videos durchbrachen gar die Milliardenmarke, weitere sind auf dem Weg dahin. «Ice Cream» mit Selena Gomez zählte bereits nach elf Stunden über 46 Millionen Youtube-Views, momentan sind es 271 Millionen. Was also gibt es da Aussergewöhnliches zu sehen?

Nichts. Weder musikalisch noch visuell, die Pastell-Orgie wirkt so ausgelutscht, als hätte Katy Perry eine Zuckerstange aus ihrem 2010-«California Gurls»-Video ausgespuckt: Die «Ice Cream»-Sängerinnen tanzen in knap-

*Es ist durchökonomisierter,
antiseptischer Petrischalen-Pop,
und das Konzept rechnet sich.*

pen Outfits durch zuckersüsse Sets, fahren Kindervelos mit Stützrädern, hüpfen in kurzen Tennisröckchen rum und servieren Eiscreme und ein Frauenbild, das Vorbilder wie TLC, Destiny's Child und die Spice Girls mit ihrer Girl-Power in den Neunzigern überwunden glaubten. Vergessen wir nicht den lyrischen Wurf: «Brr, brr, frozen / You're the one been chosen / Play the part like Moses / Keep it fresh like roses».

Es ist durchökonomisierter, antiseptischer Petrischalen-Pop, und das Konzept rechnet sich, denn K-Pop ist weit mehr als Musik. «Integrated content» lautet der Zauberbegriff, ein am Reissbrett geschnürtes Gesamtpaket aus Reality-Shows, Musikvideos, Magazin-Covers, Livestreams, Bühnen- und TV-Auftritten, Accessoires, Mode und Musik. Ein Teenager-Phänomen? Die *US-Elle* (Leserinnen-Durchschnittsalter: 34,7 Jahre) titelt im Oktober: «The Future is Blackpink – The Biggest Girl Group in the World». Und beim Streaming-Giganten Netflix gibt's ab dem 14. Oktober «Blackpink: «Light Up the Sky» – eine Dokumentation über eine der bekanntesten Popgruppen der Welt».

Feminismus? Nur für die Fans. In der männerdominierten hierarchischen K-Pop-Branche ansonsten Fehlalarm: In brutalen Castings und jahrelangen Ausbildungen werden die Anwärterinnen nach den Vorstellungen von meist männlichen Studiobossen zu Geldmaschinen geformt. Jennie von Blackpink, die mit vierzehn in die Maschinerie geriet, spricht von einem «wirklich gemeinen Prozess». Ein Leben aus Training, aufoktroierten Schönheits-OPs und Diätplänen, nix mit «Sex & Drugs & Rock & Roll», auch Poren, so scheint es, sind nicht erlaubt.

Man wünscht den durchoptimierten jungen Frauen mehr Freiheit, mehr Spass, «meh Dräck». Und am Körper «meh Späck».

Jazz

Der späte Ruf des Propheten

Peter Rüedi

Monk: Palo Alto. Impulse 00602507112851

Thelonious Sphere Monk, der gleichzeitig rätselhafteste und mitreissendste Erfinder des modernen Jazzpianos, starb 1982, in relativer Vergessenheit. 2017 wäre sein 100. Geburtstag zu feiern gewesen. Das Gedenken hielt sich im Rahmen (kein Vergleich mit Charlie Parker, dem Partner seiner frühen Jahre).

Andererseits: Unter Musikern war «the Prophet» unvermindert präsent. Schon in seinem Todesjahr gründeten Kenny Barron, Buster Williams, Ben Riley und der Tenorist Charlie Rouse die Formation Sphere, und mit seinen gut siebzig Kompositionen, die lang als sperrig, als zu persönlich galten, aber mit ihrem Gespür für Raum und Swing tatsächlich alle eine Herausforderung für viele Nachgeborene waren, war er im Repertoire der nächsten Generationen präsent wie keiner.

Die ihm gewidmeten Hommagen stehen zum Beispiel in keinem Verhältnis zu denen, die an seinen kongenialen Kollegen Bud Powell erinnern. Der kalifornische Pianist, Komponist und Arrangeur John Beasley, ein Mann mit viel Sinn für Monks spezifische Verbindung von direkter Rede und erratischer Ruinenbaumeisteri, rief 2016 ein (zunächst) eigens diesem Œuvre verpflichtetes «Monk'estra» ins Leben, ein enorm explosives und gefinkeltes Grossorchester (wir kommen darauf zurück).

Das Fachblatt *Downbeat* hatte anlässlich von «Monk'estra Vol. 1» angemerkt: «Beasley brings Monk to live once again for modern-minded listeners.» Das ist allerdings Unsinn, wie jetzt eine Neuerscheinung schlagend beweist: die Erstausgabe eines Konzerts, das Monk mit seinem Quartett (Charlie Rouse, Larry Gales, Ben Riley) im kalifornischen Palo Alto gab. Monk braucht keine Übersetzung für *modern-minded listeners*. Auch im relativ späten Jahr 1968, in einer Phase grosser ökonomischer und gesundheitlicher Probleme, da ihn zudem ein Teil der Kritik schon in Routine versackt sah, lässt er in vier seiner Klassiker und einem bewegenden Stride-Versuch über die Ballade «Don't Blame Me» die Funken fliegen, in kantigen Einwüfen und kühnen solistischen Läufen. Und im Interplay mit seinen Partnern, zumal Charlie Rouse (Monk hatte immer eloquent-flüssige Tenoristen geliebt, als Alter Egos sozusagen).

Technisch kein Studiosound, versteht sich, aber mehr als Amateur-*bricolage*. Grosser Jazz vom späten Monk, kurz bevor sich der Meister der Pause ganz ins Schweigen seines letzten Jahrzehnts zurückziehen sollte.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT Mein Om (Shanti)

Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in Zürich, es fand wieder mal eine gesellschaftliche Veranstaltung statt. Zuerst berichte ich aber über etwas Wichtiges. Persönlich bin ich der Meinung, Jahrestage und ähnliche Jubiläen seien unnötige Aufhänger für eine Berichterstattung – «Im Dezember wird es 250 Jahre her sein, dass Beethoven zur Welt kam» oder «Vor 25 Jahren starb Jerry Garcia». Na und? Macht das das Werk von Ludwig van (noch) grösser beziehungsweise die Musik von Grateful Dead (noch) besser? Entweder man hat eine Story, die erzählenswert ist, oder nicht.

Vor ziemlich genau fünf Jahren, nebenbei erwähnt, begann ich meine Yoga-Praxis. Natürlich musste ich innere Widerstände überwinden vor der ersten Klasse, die ich besuchte, MvH neigt zu einer Abwehrhaltung, wenn zu viele Menschen einem Gebiet zu wohlmeinend gegenüberstehen («Hype-Bremse»). Ferner: Geht das überhaupt, wenn man ein normalfühlender, langer, eher steifer fünfzigjähriger weisser Mann ist? Und wie sieht das denn aus?

Mit dem Erkenntnisgewinn, den man hat im Nachhinein – eine Hype-Bremse ist im Grunde eine nützliche Sache, doch man sollte auch in der Lage sein, diese zu lösen. Mehrheit ist zwar nicht Wahrheit, wenn etwas aber für Abermillionen stimmt, lohnt es sich möglicherweise, dieses Etwas zu prüfen, bevor man darüber (streng) urteilt. Und die kurzen Antworten auf die beiden anderen Fragen: «Ja» (geht das überhaupt) sowie «Das interessiert keinen anderen Yogi» (wie sieht das denn aus; zudem verbringt man die meiste Zeit der Praxis mit geschlossenen Augen, «um besser nach innen sehen zu können»).

Wenn wir es vom Jargon haben. Am Anfang fand ich es anmassend, wenn der Yogalehrer oder die-lehrerin sagte: «Atme in die Fingerspitzen»

oder «Your breath is the agent of change», dein Atem ist das Mittel der Veränderung (dass Schweizer *teacher* auf Englisch lehren, ist in Ordnung, es gibt immer Expats in den Klassen, jedenfalls im Airyoga-Studio in Zürich, wo ich übe). Mittlerweile hab ich mich daran gewöhnt, ach was: Ich mag solche Sätze, finde sie passend. Noch eine Enthüllung: Ich spüre gelegentlich sogar meinen Beckenboden, eine Erfahrung, die ich früher als unmöglich oder Phantom-Empfindung abgetan hätte.

Kurz, ich bin beweglicher, körperlich und geistig, entspannter, ausgeglichener geworden. Um das erfreuliche Ergebnis mit Woody Allen und Larry David einzuordnen (oder dem Titel ihres gemeinsamen Films): «Whatever works», was auch immer funktioniert.

Vergangenen Dienstag erschien die erste von einem Künstler gestaltete Ausgabe der *Neuen Zürcher Zeitung*, Julian Schnabel fertigte exklusiv für die NZZ ein Werk – von dem 100 handsignierte Drucke für je 1500 Franken zu kaufen sind – und gab weitere Bilder für die Wiedergabe in der Zeitung frei; zu Ehren des amerikanischen Malers fand am Abend ein Galadinner im NZZ-Foyer statt. (Weshalb die Wahl auf den 68-Jährigen, dessen Ausstrahlung am grössten war in den 1980er Jahren, fiel, erklärte NZZ-Mediengruppe-CEO Daniel Graf mit seiner Regiearbeit – Schnabel zeigte vor zwei Jahren am Zurich Film Festival, das die NZZ gekauft hat, seinen jüngsten Film.)

L'artiste war nicht präsent, darum waren Aufnahmen zu sehen, die gedreht wurden, während dieser in seinem Haus in Montauk in der Nähe von New York sass und vom NZZ-Feuilletonchef sowie von Michael Gotthelf, einem Unternehmer, Publizisten und Freund von mir, mittels Zoom befragt wurde. Der Film war formal von hoher

Kurz, ich bin beweglicher, körperlich und geistig, entspannter, ausgeglichener geworden.

Qualität und vermittelte bildlich, was ich auch erfahren hatte, als ich Schnabel vor einigen Jahren in seinem Engadiner Lieblingshotel, «Villa Flor» in S-chanf, getroffen hatte: dass er, sagen wir, sich selbst ziemlich gut und wichtig findet sowie im Grunde keine Fragen braucht. Sondern seine Botschaft auch ungestützt verbreitet, sobald eine Ton- oder Bildaufzeichnung im Gang ist. «Kunst kennt keine Krise», stand auf der Ein-

ladung. Also interviewte NZZ-Redaktorin Hanna Henkel Christie's Europa-Präsidenten Dirk Boll. Dieser bestätigte das Leitmotiv des Anlasses. Und hielt die interessante Information zurück, dass die Verkäufe seiner Arbeitgeberin plus der beiden anderen grossen Versteigerungsfirmen im ersten Halbjahr 2020 weltweit um 58 Prozent, oder 4 Milliarden Dollar, zurückgegangen waren im Vergleich zum Vorjahr.

Eine andere interessante Information verbreitete dagegen mein Tischnachbar, Albert «Akris» Kriemler, Modeunternehmer und Kunstsammler sowie -interessierter. Viele grosse Künstler seien, entgegen der vorherrschenden Meinung, keine Chaoten gewesen, stattdessen überdurchschnittlich gut organisiert. Nachzulesen etwa in James Lords «Erinnerungen» an Balthus, Giacometti, Acton und Cocteau.



UNTEN DURCH 11,5 Zentimeter Linus Reichlin

Heute machen wir ein kleines Quiz. Ich werde gleich eine absurde Situation schildern, und die Quizfrage lautet: In welchem Land der Erde kann es tatsächlich zu dieser Situation kommen? Es kommt nur ein einziges Land in Frage! Wenn Sie glauben, dass Sie die richtige Antwort kennen, schicken Sie sie bitte an lreichlin@gmx.de. Also: Ein Mann und seine Freundin fahren nachts auf einer einsamen Landstrasse. Sie werden von einem Polizisten angehalten. Der Mann sagt zu seiner Freundin: «Mist, wir haben das Gewehr vergessen! Hast du wenigstens den Revolver dabei, den deine Mutter dir zu Weihnachten geschenkt hat?» – «Natürlich nicht», sagt die Freundin, «du weisst doch, dass mir der Revolver nicht gefällt! Meine Mutter hat überhaupt keinen Geschmack, was Waffen betrifft.» Der Mann lässt das Wagenfenster runter. «Guten

Abend», sagt der Polizist, «darf ich bitte Ihren Führerschein und Ihre Waffe sehen?» – «Meine Freundin steht kurz vor der Geburt», sagt der Mann, «wir müssen dringend ins Krankenhaus. Wir zeigen Ihnen die Waffe gleich morgen nach der Entbindung, darauf haben Sie mein Wort!»

Ja, so ist das in X. Vor allem die Jugendlichen geraten dort immer wieder mit dem Gesetz in Konflikt, denn natürlich finden sie es cool, illegale Partys zu feiern, auf denen die Teilnehmer nicht mal ein Taschenmesser dabei haben. Ich jedoch führe stets ein Jagdmesser mit mir, denn ich habe viele Feinde, von denen der grösste meine Angst ist, in Berlin oder Zürich nachts auf der Strasse von drei Jugendlichen um Feuer gebeten zu werden. Die Wahrscheinlichkeit, dass diese Jugendlichen aus X stammen und aus Überzeugung nicht bewaffnet sind, wäre sehr gering. Deswegen müsste ich annehmen, dass ihre Bitte um Feuer nur ein Vorwand ist, um mir mit einem Baseballschläger die Schädeldecke zu zertrümmern. Deshalb müsste ich aus purer Notwehr mein Jagdmesser unweigerlich zücken.

Dieses Messer hat zwei grosse Vorteile: Erstens ist es legal, wenn ich damit nachts auf der Strasse rumlaufe (und jederzeit zur Gegenwehr bereit bin). Denn die Länge seiner geschärften Klinge beträgt exakt 11,5 Zentimeter und liegt damit raffiniertesterweise möglichst knapp unter den vom deutschen Gesetzgeber festgelegten zwölf Zentimetern, ab denen das Führen eines Messers in öffentlichen Verkehrsmitteln, auf dem Steueramt, in Kinos, Opernhäusern und Operationssälen verboten ist. Zweitens ist die Klinge dieses Messers aber extrem breit, was seine geringe Länge mehr als wettmacht: Die Wunde ist dann halt nicht tief, dafür reicht sie aber theoretisch vom Nabel bis zum Halszäpfchen. Das macht mich zu einem Mann, den man nicht unterschätzen sollte, wenn man ihn nachts um Feuer bittet.

«Jetzt habe ich ja richtig Angst vor dir», sagte Bruno, als ich es ihm erzählte. «Dein Lachen», sagte ich, «wird dir vielleicht vergehen, wenn du mir mal nachts begegnest und mir verdächtig vorkommst!» – «Was du da hast», sagte Bruno, «ist kein Messer. Das hier ist ein Messer!» Er zog hinter dem Nachtvorhang seines Wohnzimmers eine taktische Machete hervor, mit einer Bewegung, der man anmerkte, dass er sie viele Male geübt hatte. «Falls mal ein Einbrecher mich um Feuer bittet», sagte er und schlug mit der taktischen Machete eine Kerze in

der Mitte entzwei. Danach hielt er sein Riesending zum Vergleich gegen mein Jagdmesser, das jetzt winzig wirkte und auch gar nicht mehr so breit. Ich war sehr niedergeschlagen. Welche Waffe man auch besitzt, immer hat ein anderer eine bessere! Wenn man das zu Ende denkt, wünscht man sich zum Selbstschutz eine Panzerfaust. Aber damit würde man selbst in X besorgte Blicke ernten. Ausserdem würde man die Panzerfaust nicht in die normierten Schliessfächer reinkriegen, in denen man in den Supermärkten von X die Waffen vor dem Einkaufen deponieren muss. «Ist es Afghanistan?», fragte Bruno. «Kalt, sehr kalt», sagte ich. «Der Staat Virginia in den USA?», fragte er. «Kälter als kalt», sagte ich, «eiskalt.» Aber Bruno kapierte immer noch nicht. Lange Machete, kurzer Verstand!



FAST VERLIEBT Pandemische Singles

Claudia Schumacher

Nirgendwo konnte man in diesem Sommer menschliche Irrationalität und Inkonsequenz so wunderbar beobachten wie in Gesprächen mit Single-Freunden. Nicht, weil sie eine weniger klare Linie hätten als andere. Einfach, weil die Corona-Zeit für Alleinstehende besonders knifflig war. So fragte zum Beispiel ein lediger Freund nach ein paar Drinks: «Glaubst du, die Gefahr, sich bei einem One-Night-Stand mit Corona anzustecken, ist kleiner, wenn man sich dabei einfach nicht küsst?» Der Kontakt eine Station tiefer sei ja vielleicht nicht so schlimm. Sofern man ein Kondom trage. Die Maske für untenrum, quasi. An dem Punkt hatten wir wohl den Gipfel der lächerlichen amourösen Gesundheitsüberlegungen während einer Pandemie erreicht. Ich musste an «Pretty Woman» denken und den Huren-Code à la Hollywood:

Alles – bloss nicht küssen! Aber wie verhält man sich richtig als Single während einer Pandemie, wenn man nicht komplett vereinsamen will und auch etwas Spass haben möchte?

«Wenn ich ehrlich bin, habe ich Corona einfach komplett ausgeblendet, sobald mir einer richtig gut gefiel», erklärte mir eine befreundete Lehrerin, die kein Kind von Traurigkeit ist. Als sie es sagte, merkte ich aber, wie es in ihrem Gesicht arbeitete. Dieselbe Freundin wollte im Sommer, als ich sie besuchte, nicht mal mit mir in einem Raum schlafen – während sie offenbar unbekümmert mit einer Handvoll Kerlen, die sie kaum kannte, deutlich intimer verkehrte. Ich musste ein bisschen lachen über ihre Doppelmoral, konnte sie aber auch verstehen. Sex ist Wellness – wer will schon darauf verzichten? Und das Bett ist nun mal der Ort, an dem Vernunft und gängige Umgangsformen nicht gelten, offenbar auch während einer Pandemie.

Eine andere Freundin plante ein Techtelmechtel für den Spätsommer. Der Mann gefiel ihr zwar, und sie mochte ihn, eine richtige Beziehung konnte sie sich aber nicht vorstellen. Da ein Besuch ihrer schon alten Eltern bevorstand, zögerte sie das erste Mal mit ihm trotzdem heraus. Sie wollte sicherstellen, dass sie ihren Eltern kein Corona anschleppte. Während sie fort war, schickte er ihr eine Nachricht und beendete die Sache vorzeitig: Er glaubte, sie sei frigide. Dabei wollte sie überhaupt nichts anderes als Sex von ihm – nur nicht vor dem Elternbesuch. «Solange du mich noch umarmst, ist ja alles gut», scherzte sie über ihre Einsamkeit, als wir uns wiedersahen. Ich lachte – fragte mich aber auch, ob ich sie im Winter, sollten die Fallzahlen wieder hochgehen, tatsächlich noch umarmen würde.



«Und was frisst er?»

Als ob es immer ein Morgen gäbe

Die Hoffnung, dass einem sein Leben nicht zu Lebzeiten abhandenkommt.



Parcours durch die Existenz: Poti, der Grieche aus einem kleinen Bergdorf.

Ich ahne es inzwischen in mir drin und sehe es draussen in der Welt, dass Sehnsucht im Alter schrumpft auf eine grosse, kleine Singularität. Vielleicht ist sie unter all den Sehnsüchten, die einen Menschen sein Leben lang begleiten, die monumentalste, die existenziellste auch; im Alter sein Leben nicht verlieren zu müssen an Krankheit oder Vergessen und nur noch vor sich hinzudämmern in den Grauzonen des Bewusstseins, in einem Wachkoma, das noch Gefühle zulässt und Seelenschmerz und Einsamkeit.

Die Hoffnung, dass einem sein Leben nicht zu Lebzeiten abhandenkommt, ist die unstillbarste, die unerfüllbarste aller Sehnsüchte. Der Zustand der allerletzten Jahreszeit im Zyklus eines Menschen liegt nicht in seiner Hand, der Mensch ist gekommen, um zu gehen, und natürlich ist das eine grosse Tragödie, diese unvorstellbare Auslöschung. Und wahrscheinlich gehört das dazu, das beinahe unvermeidliche Leid in den letzten Tagen, hervorgerufen von Schmerz, vom Schrumpfen der Möglichkeiten

des Lebens, damit das Sterben und der Tod ihre Schrecken verlieren und als Erlösung scheinen.

Die noch Unversehrten

Die gestiegene Zahl der fitten Rentner in unseren Breitengraden, die man beim Spazieren im Wald antrifft, im Becken des Schwimmbades, auf den Höhenwegen der Berge ist nur die eine Hälfte. Es sind die glücklichen, die verschonten, die noch unversehrten. Die andere Hälfte verliert täglich etwas mehr an Leben und weiss um die Qual des Alterns, um den schwersten aller Wege. Ein Mensch braucht immer Glück auf seinem Parcours durch die Existenz, aber am meisten Glück braucht er wohl auf den letzten Metern. Ich bin mit meinen 56 Jahren in einem Alter, in dem das Wissen um die Vergänglichkeit zum Bewusstsein wird. Mein Vater, 83-jährig, lacht darüber, sagt, ich solle nicht so polemisch und dramatisch werden wegen ein bisschen Midlife-Crisis, das sei gar nichts, ich solle mal warten, bis die Endlife-Crisis kommt. Natür-

lich hat er recht, und der Beginn des Wahrnehmens der eigenen Vergänglichkeit ist wohl ein dumpfer Aufschrei des eigenen Narzissmus, eine Lächerlichkeit.

Poti, der Grieche aus einem kleinen Bergdorf auf dem Peloponnes, der nicht genau weiss, wie alt er ist, einmal sagt er 85, dann wieder 88, weiss nicht, dass er es ist, der mir all das am Horizont aufkommende Sterbezeug gerade wegradiert. Poti ist jetzt schon meine Sehnsucht für die letzten Tage, weil Poti in seinen letzten Tagen ist, aber so lebt, als ob es immer ein Morgen gäbe.

Natürlich gehört Poti zu jenen vielleicht zehn aus hundert, denen das Alter scheinbar nichts oder kaum etwas anhaben kann. Er raucht, trinkt, lacht, alles nicht zu knapp. Zurzeit hinkt er etwas und braucht einen Stock, weil er vom Traktor gefallen ist, aber das wird wieder, meint er. Er denke, sagt er, nie über den Tod nach, wieso auch, es bringe nichts, sich Gedanken über das Unabänderliche zu machen, reine Zeitverschwendung.

So simpel das klingen mag, er freut sich

Poti ist mir zum Sehnsuchtsort geworden. Der alte Mann, der das Kind in sich nie verlassen hat und trotzdem erwachsen wurde, ist ein Lebensquell geworden, dessen Wasser all die philosophische Schwermut, das Selbstmitleid und auch das Bedauern mit sich reisst und wegschüttelt hin zu einem Ozean, in dem es sich zur Unkenntlichkeit verflüssigt.

Er hat kein Geheimnis, das er mitteilen könnte, leider, nur vielleicht, dass er stets lebte, ohne zu bedauern, mit seinen Olivenbäumen, seinen Tieren, mit Schmerzen und Freunden, mit Demut, ohne zu hadern, mit seiner Schwester, die Kinderlähmung hat und ein Engels Gesicht. Mit all den Frauen, die er beehrte und die kamen und gingen, die er immer nur so fest festhielt, dass er sie wieder loslassen konnte ohne grosse Schmerzen, mit all den guten und schlechten Ernten, den fetten und den mageren Jahren und der Gewissheit, dass auf Regen Sonnenschein folgt und umgekehrt. Er hat keine Angst vor dem Tod, natürlich nicht. Er lebt viel zu sehr im Moment, um an das Danach zu denken, arbeitet in seinen Gärten, sitzt in seinem Hof und raucht, und abends geht er ins Kafonion, spricht, raucht, trinkt, lacht und, so simpel das klingen mag, freut sich. Ich glaube, er weiss, dass jeder Tag der letzte sein könnte, aber es kümmert ihn nicht, weil er jeden Tag lebt, als ob es keine Zeit gäbe. Seit 85 oder 88 Jahren.

Man weiss nie, was kommt

Grenzwächterin Martina Lichtenthaler, 36, verlässt sich auf ihr Wissen, ihre Erfahrung – und ihr Bauchgefühl.

Im Kindergarten wusste ich, ich will Grenzwächterin oder Polizistin werden. Gut, ich bin «vorgeschädigt». Mein Vater, mittlerweile pensioniert, war Grenzwächter. Wir wohnten sogar auf dem Posten. Vor allem faszinierte mich die Stärke, die der Beruf symbolisiert. Was ich mache, ist sinnvoll; man arbeitet für die Gemeinschaft, generiert und gewährleistet Sicherheit, ohne alltägliche Routine. Ich weiss nie, was kommt.

Weil ich früh wusste, was ich will, verfolgte ich mein Ziel, machte die kaufmännische Lehre in der Gemeindeverwaltung Allschwil. Es war die beste Lebensschule. Weil ich alle Abteilungen durchspielen konnte – Steuerverwaltung, Einwohnerkontrolle, Gemeindepolizei –, komme ich bei fast allen Themen draus.

Vorteil Frau

Mit 22 Jahren bewarb ich mich bei der Grenz-wache. Ich kam hin, weil ich sowohl den Sporttest als auch die schriftliche Aufnahmeprüfung bestand. Heute bin ich seit vierzehn Jahren beim Grenzwachtkorps, mittlerweile im Rang einer Wachtmeisterin. In der Ausbildung musste ich damals in einen kasernenartigen Betrieb in Liestal einrücken, drei Module à mehreren Wochen galt es zu absolvieren. Es war sehr militärisch, unglaublich intensiv. Die Kameradschaft war aber cool, auch wenn wir nur ein Viertel Frauen waren. Am Schluss war ich stolz, durchgehalten und bestanden zu haben.

Ich finde es toll, mit Männern zusammenzuarbeiten, von meinen Kollegen habe ich viel gelernt. Das sachliche Argumentieren, und zum Teil sind sie auch viel lockerer. Als Frau komme ich manchmal zum Einsatz, wenn meine männlichen Kollegen zurückstehen müssen. Etwa bei körperlichen Durchsuchungen von Frauen. Das passiert häufig, weil verbotene Gegenstände im und am ganzen Körper getragen werden können. Auch im Umgang mit Kindern habe ich häufig einen Vorteil als Frau. Meine Waffe musste ich noch nie zücken, die Handschellen benutze ich aber regelmässig.

Prägende Flüchtlingskrise

Als Einsatzleiterin muss ich, wenn ich beginne, die Lage anschauen. Ist Migration oder Sicherheit das Thema? Was ist die Zielsetzung? Heute war es Betäubungsmittelschmuggel, es hätten auch Velodiebstähle sein können. Um

mein Ziel zu erreichen, kontrolliere ich spezifisch. Suchen wir Velodiebe, schaue ich auf die Ausreisen und positioniere meine Leute. Einen Mini durchleuchten wir dann nicht, da sind keine E-Bikes drin. Bei Betäubungsmitteln sind Einreisen betroffen, vielleicht Autos aus Ländern mit liberalen Drogengesetzen. Treffer



«Meine Aufgabe ergibt Sinn»: Wachtmeisterin Lichtenthaler.

sind eine Kombination aus Wissen, Erfahrung und Bauchgefühl. Es ist eine Matrix, die das Hirn automatisch unbewusst erstellt. Ich muss immer lachen, wenn wir zu dritt auf die gleiche Person fokussieren. Dann ist es meist ein Treffer.

Das Schönste an meinem Job ist, dass meine Aufgabe Sinn ergibt. Ich kann die Sicherheit verbessern, indem ich die Grenze halte. Prägend war die Flüchtlingskrise 2015/16, als ich in einer Halle am Badischen Bahnhof Basel Tag für Tag Dutzende von Flüchtlingen befragte und ihre Personalien aufnahm. Das berührte mich menschlich, auch wenn es mein Beruf ist, den Auftrag durchzuziehen.

Ich arbeite 60 Prozent, weil ich noch Mami von einem achtjährigen Sohn bin. Privat bin ich im Auftrags-Antrags-Modus, mein Ton kann sehr direkt sein. Manchmal bin ich ein bisschen wie ein Feldweibel, mein Mann ist der *good cop*.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Redaktionssitzung

Köppel: Wo sind die Fakten? Jetzt will ich mal nur die Fakten hören! Was oder wer hat dieses Virus wann, wo und wie verbreitet?

Mörgeli: Die Faktenlage ist folgende: Französische Forscher haben herausgefunden, dass das Virus aus einem Labor für biologische Kampfstoffe der CIA in China stammt. Die USA wiederum liefern Belege dafür, dass die Chinesen das Virus bewusst in die Welt gesetzt haben, um dem Westen wirtschaftlichen Schaden zuzufügen. Die Chinesen ihrerseits wollen beweisen können, dass das Virus durch eine Fledermaus verbreitet wurde.

Köppel: Durch eine Fledermaus?

Mörgeli: Oder ein Gürteltier. Es gibt aber auch Indizien dafür, dass das Virus schon länger vorhanden gewesen ist.

Köppel: Wissen wir denn mittlerweile wenigstens, wie gefährlich dieses Virus ist?

Mörgeli: Das Virus hat sich im Vergleich zu anderen Viren als eher ungefährlich erwiesen.

Köppel: Wer hat denn verbreitet, dass es gefährlich sei?

Mörgeli: Die Regierungen verweisen auf ihre wissenschaftlichen Berater, die sich auf die Weltgesundheitsorganisation WHO berufen, die von Bill Gates finanziert werden soll, der an der Pharmaindustrie beteiligt sei, die die Impfstoffe entwickelt, und behauptet, dies im Auftrag der Regierungen zu tun.

Köppel: Und was ist mit diesen Masken und der Maskenpflicht?

Mörgeli: Der Bundesrat behauptet, die Maskenpflicht bloss eingeführt zu haben, weil sich die Leute eine solche gewünscht hätten und die Regierung bezichtigten, die Maskenpflicht nicht eingeführt zu haben, weil gar keine Masken vorrätig gewesen seien, nachdem die Regierung keine Masken eingekauft hatte, weil diese nicht vor Viren schützen.

Köppel: Ich geb's auf.

Andreas Thiel

Zürich, Bahnhofstrasse (II)

Ornellaia

St. Annagasse 2, 8001 Zürich; Tel. 044 212 00 22; sonntags und montags und geschlossen.

Vor kurzem habe ich hier schon einmal auf die wachsende Bedeutung der Zürcher Bahnhofstrasse als neue kulinarische Meile von Rang berichtet. Diese Entwicklung hat jetzt einen neuen Höhepunkt erreicht. Grund ist die Wiedereröffnung des von der Familie Bindella betriebenen Restaurants «Ornellaia». Das elegante Lokal blieb nach der zwangsweisen Corona-Pause geschlossen und erstrahlt jetzt mit einem neuen Küchenchef in neuem Glanz.

Antonio Colaiani, der vielen Zürcher Feinschmeckern angenehm vertraut ist durch seine Arbeit im «Gustav», im «Mesa» und früher im «Il Casale» in Wetzikon, ist der neue Mann am Pass. Und damit kommt eine Küche ins «Ornel-



laia», die eher bauch- als kopflastig ist, um es dem Thema entsprechend auszudrücken.

Colaiani ist als Sohn italienischer Einwanderer in Bern aufgewachsen, hat seine Lehre auf Basis der klassischen französischen Küche gemacht und verbindet bis heute das Beste aus zwei Welten. Seine mit ausgezeichneten Meeresprodukten versetzte Bouillabaisse, die strenggenommen keine ist, weil die Intensität des grandiosen Fonds nicht zuletzt durch die Zugabe von Krustentieren erreicht wird, ist –

da lege ich mich fest – eines der besten Gerichte, welches man in Zürich essen kann.

Beim letzten Besuch gab es davor ausserdem einen Carbonara-Schaum mit knusprigem Speck und wachweichem Wachtelei, eine Art kulinarischen Eisbrecher voller Geschmack und Anmut gleichzeitig. Die Tomaten-Tartatatin mit Burrata und Basilikumcreme bildete die Brücke zwischen französischer Technik und italienischer Geschmackswelt, die in den mit Salsiccia gefüllten Ravioli mit Steinpilzen und Steinpilzschaum einen vorläufigen Höhepunkt erreichte.

Eher bodenständig und etwas gewöhnlich wirkte das Rinderfilet mit geschmorter Kalbsbacke und Mais; elegant und frisch schmeckte das spätsommerliche Dessert aus Pflirsich, Joghurt und Himbeeren.

David Schnapp ist Autor beim «Gault-Millau-Channel».

WEIN/PETER RÜEDI

Voralpine Höhenluft aus Spiez

Rebbau Spiez Genossenschaft Cuvée Escapade 2019. 12,5%. Fr. 20.–. www.alpineweinkultur.ch

Zu den Vorurteilen, an deren Überwindung ich arbeite, gehört die Abneigung gegen neue Sorten, neue Kreuzungen, sogenannte Hybriden oder interspezifische Sorten, gelegentlich auch «Piwi» (pilzresistente Sorten) genannt, die den Einsatz der immer suspekteren Pflanzenschutzmittel – Herbizide, Fungizide oder sonstige Agrarchemie – reduzieren oder gar überflüssig machen. Ein Spezialist solcher Neuzüchtungen heisst Valentin Blattner (geb. 1958), und sein Labor ist nicht etwa ein gentechnischer Kontor à la Frankenstein, sondern ein relativ bescheidener Reberg im jurassischen Soyhières, unweit Delémont über dem Birstal gelegen.

Dort, in einem feuchten Klima, das Rebkrankheiten aller Art von Mehltau bis Fäulnis befördert, sind ihm aufs natürlichste Kreuzungen gelungen, die sein Renommee bis weit in die nördlichen USA und nach Kanada befördert haben, gilt seine Aufmerksamkeit doch auch der Entwicklung



kälterestanterer Sorten («Wildreben ertragen minus 45 Grad, die Genetik ist also schon da, man muss sie nur finden», sagt er, der überhaupt eher ein Finder als ein Erfinder ist). «Ich lasse ja nur die Natur machen.» So entstand vor Jahren die Sorte mit dem technisch schmucklosen Namen «VB 32-7», der nichts anderes meint als «Valentin Blattner, 32. Zeile, 7. Rebstock».

Sie ist eine Cabernet-Kreuzung, bei der ein Weisser herausgekommen ist, in der Aromatik allenfalls mit einem Sauvignon blanc zu vergleichen, aber intensiver nach Holunder, Passionsfrucht, grüner Peperoni duftend und «glücklicherweise ohne die Büchsenpargaromatik, die sich bei superfruchtigen Sauvignons aus Übersee bald einmal einstellt» (Blattner). Die VB 32-7,

die ich vor Zeiten einmal bei ihm degustieren durfte, ist inzwischen zu einem von Blattners Klassikern avanciert, in der Schweiz zwar weniger angebaut als zum Beispiel in Belgien, aber immerhin in der massgeblichen Enzyklopädie, der Weinsortenbibel «Wine Grapes» von Robinson, Harding und Vouillamoz, vermerkt. Jetzt begegnet sie uns in einer Cuvée der Rebbau-Genossenschaft Spiez, als Juniorpartner neben 70 Prozent Riesling×Sylvaner, aber sehr spürbar in der Aromatik von Limonen, Stachelbeeren, Akazienhonig, Mango und Melisse.

In Spiez (*of all places*) pflegt ein enthusiastisches Team um die Önologin Ursula Irion mit hochgelegenen, aber vom Reflex des Thunersees befeuerten 11,5 Hektaren Reben das, was es «Spiezer alpine Weinkultur» nennt, in Zeiten des Klimawandels gewiss eine vielversprechende Affiche. Die weisse Cuvée heisst «Escapade», und sie vereint die Vorzüge des mehrfach prämierten Riesling×Sylvaners und Blattners genialer Findung. Erfrischende, würzige, voralpine Höhenluft mit einigen mitgewehten Blütendüften.

Analog und unbeschwert

Der handgeschaltete Suzuki Swift Sport ist ein gutes Beispiel für die Reduktion auf das Wesentliche.



Ein Auto mit handgeschaltetem Getriebe wirkt im Jahr 2020 wie eine langsam verblassende Erinnerung an eine vergangene, aber ziemlich schöne Zeit. Automatikgetriebe mit neun Gängen oder kleine elektronisch-mechanische Wunderwerke mit Doppelkupplung und acht Übersetzungsstufen sind heute verbreitet. Dagegen wirkt die Sechsgang-Handschaltung im neuen Suzuki Swift Sport erfrischend schlicht und analog.

Und genau so fährt sich der kleine Wagen auch. Schon das Leergewicht von 1095 Kilogramm weist darauf hin, dass die japanischen Ingenieure hart daran gearbeitet haben, den Swift auf das Wesentliche zu reduzieren. So reichen auch die 129 PS aus dem Vierzylinder-Turbobenziner mit 48-Volt-Mildhybrid, um «mehr Spass pro Kurve» zu haben, wie es bei Suzuki heisst. Der frontgetriebene Swift Sport wirkt agil, die Lenkung ist direkt, die Rückmeldungen von der Strasse sind ausgezeichnet.

Bis zu 21 Prozent weniger Verbrauch

Die Leistung des Autos wurde im Vergleich zum früheren Modell sogar reduziert, 11 PS weniger bewirken aber auch einen um bis zu 21 Prozent tieferen Verbrauch. Damit der «Spass pro Kurve» kein leeres Versprechen bleibt, sorgt das Mildhybrid-System mit einem 10-kW-Elektromotor für ein leicht höheres Drehmoment und ist dazu für das erfreulich spontane Ansprechverhalten des Antriebsstrangs besorgt.

Schöne Sportsitze und lackierte Zierleisten werten das ansonsten eher nüchterne Interieur auf, in dem viel mit harten Kunststoffen ge-

arbeitet wurde: Sachliche Sportlichkeit kommt, ästhetisch gesehen, hier vor schwergewichtiger Opulenz. Trotzdem hat der Swift alles, was man so braucht, vom Navigationssystem über die Rückfahrkamera bis zu einer guten Reihe von Sicherheits- und Assistenzsystemen – inklusive Verkehrszeichenerkennung oder Ausparkassistent. Aber auch hier gilt: Es hat alles, was ein modernes Auto braucht, aber keine unnötigen Spielereien, die bloss mehr Gewicht bei relativ geringem Nutzen bedeuten.

Wohlige Element

In diesem Paket aus hochentwickeltem Antriebsstrang und moderner Elektronik ist die schlichte Handschaltung ein wunderbares Element. Die Wege zwischen den sechs Gängen sind zwar etwas lang, aber dennoch sorgt dieses technische Detail für ein wohlige Element der angenehmen Erinnerungen an andere, vielleicht gar bessere Zeiten des Autofahrens. Es ist ein interessanter Spagat, den Suzuki da macht zwischen der ursprünglichen Idee der sportlichen Fortbewegung und den neuen Möglichkeiten, diese dennoch etwas vernünftiger zu gestalten. Der Swift Sport strahlt dadurch eine willkommene Unbeschwertheit aus, die dem Auto sehr gut steht und die sich unmittelbar auf den Fahrer überträgt.

Suzuki Swift Sport Compact Top Hybrid

Motor: Vierzylinder-Benzinmotor mit Turbolader/Frontantrieb; Leistung: 129 PS/95 kW; Hubraum: 1373 ccm; max. Drehmoment: 235 Nm (bei 2000 U/min); Verbrauch (WLTP): 5,6 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 9,1 sec; Höchstgeschwindigkeit: 210 km/h; Preis: Fr. 25 990.–



OBJEKT DER WOCHE Aus Alt mach Neu

Olympiastadion Helsinki
Neu eröffnet: 2020

Warum wurde der Zürcher Hardturm eigentlich abgerissen? Über zwanzig Jahre lang bauen GC, die Stadt und Unternehmen nun schon Luftschlösser, wie ein neues Stadion aussehen könnte. Ende 2008 liess die Credit Suisse den 1929 erstellten Bau verschwinden, weil er in schlechtem Zustand war. Am Sonntag stimmten die Zürcher bereits zum vierten Mal über einen neuen Hardturm ab.

Vielleicht wäre es gescheiter gewesen, das Stadion zu renovieren. Eine Vorgehensweise, die bei Sportstätten aber ausser Mode gekommen ist: Vereine und Sponsoren wollen modernste, blitzblanke Arenen und keine fast hundertjährige Architektur. Das ist verständlich, aber immer auch ein bisschen schade. Zumal neben der Ästhetik der Geist der sportlichen Errungenschaften, der durch ein Stadion weht, einen unschätzbaren Wert hat.

Zumindest in Helsinki sieht man das auch so. Dort haben die Architekten das Kunststück fertiggebracht, das Olympiastadion von 1938 auf den technisch neusten Stand zu bringen und die Form weitestgehend zu erhalten. Die Renovation dauerte vier Jahre, die Neueröffnung fand vor wenigen Wochen statt. «Anstatt glänzende neue Stadien zu bauen, brauchen die alten vielleicht bloss eine liebevolle, zärtliche Behandlung», sagte Ida Kukkapuro von der Helsinki Design Week im Magazin *Monocle*. Der Aussichtsturm beim Stadion misst übrigens 72,71 Meter. Genau so weit warf der finnische Speerwerfer Matti Järvinen 1932 sein Sportgerät und wurde Olympiasieger.

Benjamin Bögli

Das Ende der Mode kommt in Pastell

Die Welt ist ausser Kontrolle. So auch die Modewelt. Ein Jahr nach dem Tod von Karl Lagerfeld, dem das Bonmot «Wer eine Jogginghose trägt, hat die Kontrolle über sein Leben verloren» zugeschrieben wird, pries das Label Entireworld am 15. März dieses Jahres seinen Newsletter-Abonnenten Sweatsuits in Pastellfarben an. Der Umsatz im Onlineshop explodierte. Entireworld verdiente in zwei Monaten das, was im ganzen Vorjahr umgesetzt worden war, während die Branche in den USA um 80 Prozent tauchte. Die Ikonen des Preppy-Chics, J. Crew und Brooks Brothers, meldeten Insolvenz an, unter dem Trenchcoat trägt man in NY jetzt Sweatsuit. Die Episode steht für alles, was durch die Pandemie beschleunigt oder eben entschleunigt wird. Eine unvermeidliche Zeitenwende in der Mode, deren Wesen seit je in der Zeitlichkeit lag und jetzt zum Stillstand kommt. Durch Labels, deren Basics einfach Basics bleiben, die auf Tamtam wie Kollektionen, Shows und Neuigkeiten verzichten und einfach *direct-to-consumer* ins Home-Office liefern.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.



Uniform der Pandemie: Sweatsuits von Entireworld.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Unser elfjähriger Sohn hat mir neulich fünfzig Franken aus dem Portemonnaie genommen. Als ich es merkte, gab er das Geld wieder zurück. Er widersetzt sich immer öfter dem, was ich sage. Können Sie mir raten, wie streng oder eben nicht streng man mit einem Bubem umgehen sollte, der in die schwierigen Pubertätsjahre kommt? Ruth B., Zürich

Dass Kinder im pubertären Alter sich über vieles hinwegsetzen und sich den Eltern widersetzen, ist naturbedingt. Sofern das nicht im strafrechtlichen beziehungsweise sogar hochkriminellen Bereich stattfindet, ist das unproblematisch. Man muss den Jungen deutlich sagen, was man dulden kann und was nicht. Aber man muss in Kauf nehmen, dass Kinder sich widersprüchlich verhalten. Einerseits wollen sie unbedingt den eigenen Weg gehen, gerade auch, wenn er umgekehrt



verläuft wie jener der Eltern. Andererseits wollen sie aber auch den Widerstand der Eltern spüren. Es ist ein schwieriges Alter.

Nun, in Ihrem Fall hat der Sohn eine neue Grenze überschritten, indem er Geld stiehlt. Aus einem fremden Portemonnaie hat er sich fünfzig Franken angeeignet. Das ist auch strafrechtlich untersagt, was er wissen muss. Zunächst ist diese Sachlage dem Sohn deutlich darzulegen. Es wird ihm wahrscheinlich nicht sehr viel Eindruck machen, denn er freut

sich sogar, etwas Verbotenes getan und die Eltern erschreckt zu haben. Und trotzdem: Eine ernsthafte Erinnerung an den Sinn des Verbots, sich fremdes Eigentum anzueignen, wird seine Wirkung nicht verfehlen.

Nun stellt sich die Frage der Strafe. Die erste Massnahme ist, dass er die fünfzig Franken zurückzahlen muss, was er anscheinend getan hat. Hätte er sie schon ausgegeben, müsste man ihn dazu verpflichten, die fünfzig Franken aus der eigenen Tasche zu bezahlen. Oft genügt diese Massnahme.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch.

Oder schreiben Sie an Redaktion Weltwoche, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Thomas Krennbauer

Mitten in der Corona-Krise hat der frühere Lindt-&Sprüngli-Mann die Führung von Coca-Cola HBC Schweiz übernommen. Covid verändere das Konsumverhalten stark, sagt er.

Am 31. März dieses Jahres ist Thomas Krennbauer noch Chef des bulgarischen Mineralwasserproduzenten Devin JSC. Der gebürtige Niederösterreicher wohnt in Sofia. Am 1. April soll er als CEO bei der Coca-Cola Hellenic Bottling Company (HBC) in der Schweiz anfangen. Im hiesigen Getränkemarkt ist die Firma ein Riese. Das Unternehmen mit rund 800 Mitarbeitern bewirkt eine volkswirtschaftliche Wertschöpfung von rund einer Milliarde Franken. Unter seinem Dach vereinen sich Marken wie Valser, Fanta, der britische Premium-Kaffeeröster Costa Coffee und, natürlich, Coca-Cola. Seit 1936 ist Coca-Cola in der Schweiz aktiv.

Doch zunächst sitzt der neue CEO in Bulgarien fest. In den zwei folgenden Monaten wirkt er aus der Ferne. «Für die ersten paar Wochen habe ich das nicht nur als Nachteil gesehen», sagt der Österreicher, als wir ihn im Restaurant «Rössli» in Brüttsellen treffen.

Krennbauer, ein grossgewachsener, freundlicher Mann mit einem sympathischen österreichischen Sprachenschlag, nimmt einen Schluck Coke Zero. Dadurch, dass er nicht sofort ins Tagesgeschäft eingebunden gewesen sei, habe er sich anhand von Zahlen und Fakten ein neutrales Bild machen können. «Aber natürlich, sobald es darum geht, im Team etwas zu bewegen, muss man die Leute persönlich treffen.»

Kronjuwel Valser Wasser

Mit dem Land ist Krennbauer bereits vertraut: Von 2004 bis 2010 leitete er das Österreich-Geschäft von Lindt & Sprüngli und war regelmässig in der Schweiz. «Daran erinnere ich mich sehr gerne. Es ist ein grossartiges Unternehmen», sagt Krennbauer, während er auf sein Cordon bleu wartet.

Die ganze Corona-Situation, erzählt er, sei besonders für die Gastronomie schwierig. «Das

trifft uns auch, denn sie ist ein sehr wichtiger Partner für uns.» Und diese Partnerschaft begreift das Unternehmen als umfassend. In den vergangenen Monaten stand es den Wirten nicht nur mit speziellen Promotionen, sondern auch mit Rat und Tat zur Seite. «Wir haben beispielsweise Plexiglaswände geliefert, damit die



«Schneller, moderner, agiler»: Manager Krennbauer.

Gastronomen ihren Betrieb unter Einhaltung der Schutzvorschriften wieder aufnehmen konnten.»

Seit 2012 in Bulgarien, hat Krennbauer dort für ein Private-Equity-Unternehmen eine bestehende Mineralwasserfirma so erfolgreich weiterentwickelt, dass sie 2016 an ein belgisches Unternehmen verkauft werden konnte. Fürchtet er nicht, dass ihn die neue Aufgabe in einem

gesättigten Markt wie der Schweiz langweilen könnte? «Nein», sagt der neue Schweiz-Chef. «In jedem Markt gibt es interessante Herausforderungen.» So sei er davon überzeugt, dass die Covid-Krise das Konsumverhalten deutlich verändern werde. «Unser Anspruch ist es, den Konsumenten rund um die Uhr geeignete Getränke anzubieten.» Vom Morgenkaffee bis zum Softdrink am Abend – und vielleicht dereinst sogar Spirituosen. Als ein Kronjuwel der Coca-Cola HBC in der Schweiz sieht der Mineralwasser-Profi das Valser Wasser.

In die Schweiz investieren

In Zukunft, «auch durch die Covid-Situation», werde es noch wichtiger, «lokal zu denken und lokal einzukaufen». Schon heute produziere Coca-Cola HBC über achtzig Prozent der in der Schweiz verkauften Getränke in Dietlikon und Vals, «zu 95 Prozent mit lokalen Rohstoffen». In diese Richtung wolle er weitergehen.

Beim Recycling der Verpackungen sei das Unternehmen Marktführer und werde sich weiter verbessern. Das CO₂-Aufkommen wolle er weiter reduzieren. Zudem möchte Krennbauer die Liefer- und Produktionsketten mit neuen Instrumenten der Datenverarbeitung effizienter gestalten. «Wir müssen viele Prozesse vereinfachen.» Mit Datenmodellen lasse sich die Nachfrage besser voraussehen, was zu effizienteren Abläufen führe. «Wir werden schneller, moderner und agiler.» Auch die Muttergesellschaft Coca-Cola Hellenic, unter der 28 Ländergesellschaften zusammengeschlossen sind, glaube an den Schweizer Markt und werde «weiterhin investieren».

Nach einem Espresso zur Stärkung zieht es Krennbauer zurück zu den Fabrikationshallen und Managementbüros. Er ist in seiner neuen Aufgabe angekommen. Florian Schwab

Absturz von ganz oben

Seit ihrer Heirat mit Multimillionär Conrad Black war Barbara Amiel zu jeder Party der High Society geladen. Als er sein Geld verlor, wollte selbst ihr Coiffeur sie nicht mehr empfangen.

Beatrice Schlag

Über zehn Jahre war sie seine Kundin gewesen. Aber als Barbara Amiel im feinen Haarsalon, in dem bis eben ihr Foto an der Wand hing, für einen Termin anrief, sagte er: «Es wäre für jedermann peinlich, Sie hier zu sehen.» Der Versuch, telefonisch einen Besuch im Geschäft von Schuhkönig Manolo Blahnik zu arrangieren, wo sie Stammkundin war, scheiterte ebenfalls kläglich. «Ich glaube, die Situation erfordert ermutigende Schuhe», sagte Barbara Amiel und versuchte, gut gelaut zu klingen. «Sie haben genug Schuhe», antwortete die Verkäuferin schroff und hängte auf. «Wie toxisch muss man sein», fragte sich die ehemalige Gesellschaftslöwin, «wenn selbst New Yorker Verkäuferinnen auf Distanz gehen?»

Barbara Amiel war dauerpräsent in den Klatschheften der USA, Grossbritanniens und Kanadas, seit sie 1992 den schwerreichen kanadischen Verleger Conrad Black geheiratet hatte. Es war die vierte Hochzeit der damals 51-jährigen Journalistin – und die lukrativste. Amiel war in britischen Medienkreisen schon lange berühmt als Kolumnistin mit beinhartem Humor und ebenso gnadenloser Selbstironie. Ausserdem war die schöne Frau mit dem unübersehbaren Busen und der Wespentaille ein Männertraum. Ihre politischen Meinungen waren erzkonservativ, ihre Ansichten über Sexualität hingegen sehr freizügig. Darüber, warum Frauen mit Vorliebe reiche Männer heiraten, schrieb die Britin schon 1986: «Power ist sexy, weil sie demjenigen, der sie hat, Selbstsicherheit gibt. Und bei denen um ihn herum einen Schauer von Unterwürfigkeit auslöst.»

Für gewissen Schauer lernte die Frau, die an einflussreichen Männern immer interessiert war, allerdings Grenzen kennen. Über ihren fast siebzighährigen Liebhaber, den prominenten Verleger Lord George Weidenfeld, den sie kurz nach ihrer dritten Scheidung 1988 kennenlernte, schreibt sie in ihren Memoiren, ihn zu umarmen, sei gewesen, «wie den Tod zu umklammern». Der Mann bringe zwar gewisse soziale Vorteile mit sich, «aber die einzige Art, wie ich damit umgehen konnte, war Ganz-



«Schauer von Unterwürfigkeit»: Autorin Amiel mit Gatte Conrad Black.

körperkontakt zu vermeiden und ihn oral zu befriedigen». So schnoddrig schreibt die Frau, inzwischen fast achtzig, auch heute noch über Menschen – und häufig auch über sich.

Sie hatten sich noch nicht geküsst

Die Töne werden feiner, wenn sie über Conrad Black schreibt. Der Multimillionär war gerade dabei, das grösste Medienimperium nach denjenigen von Rupert Murdoch und dem verstorbenen Robert Maxwell aufzubauen, als sie

sich bei einem Empfang in London begegneten. Wann? Er sagte, er habe sich gerade von seiner Frau getrennt. Sie schlug vor, man könne ja irgendwann ins Kino gehen. Sie arbeitete in London, war aber mit dem Drehbuchautor und mehrfachen Oscar-Preisträger William Goldman liiert, den sie nicht liebte, aber der sie regelmässig mit der Concorde am Wochenende nach New York einfliegen liess, was ihr gefiel. Conrad Black, vier Jahre jünger als sie, machte ihr nach wenigen Treffen einen Heiratsantrag. Sie

hatten sich noch nicht einmal geküsst. Barbara Amiel war leicht überfordert: «Da hatten zwei begehrte und hochbegabte Männer Interesse an mir, und keinen von beiden liebte ich, was selbst mir etwas dumm schien.» Sie beschloss, so schnell wie möglich mit Conrad Black Sex zu haben. «Wenn er meinen fast 51-jährigen Körper ohne Verpackung sieht, wird der Glamour schnell weg sein. Und wenn es im Bett nicht gut ist, was sollen wir dann miteinander?» Es war offenbar mehr als gut.

Sie verliebte sich sinnlos, trennte sich von Goldman und hatte Angst. Denn dieser freundliche und hochgebildete Conrad schleppte sie ständig zu Bekannten, deren Villen mit Kunst ausgestattet waren, die man sonst nur in Museen sah: «Es war eine Schwade von Reichtum, die man fasziniert einatmet, aber zu viel davon verursacht Übelkeit.» Nach der Hochzeit im Standesamt von Chelsea hatte der Ehemann, der fürs Leben gern feierte, vor allem einen Anspruch an sie: glanzvolle Dinner-Partys zu organisieren und seine über die halbe Welt verstreuten Villen einzurichten. Barbara

Ihre politischen Meinungen waren erzkonservativ, ihre Ansichten über Sexualität hingegen sehr freizügig.

Amiel hatte in ihrem Leben zwei Einladungen gegeben, bisher abends vorwiegend Tiefkühlkost in die Mikrowelle geschoben und noch nie eine Wohnung eingerichtet. Das Personal in den teuren Läden erkannte sie sofort als «die neue Ehefrau mit dem dicken Portemonnaie, die keine Ahnung hat», und schlug zu. Sie fühlte sich schuldig, wenn fünfstellige Rechnungen für handgenähte Bettwäsche eintrafen, weil sie im Laden nicht nach dem Preis gefragt hatte.

Zu bunt, zu auffällig

Deutlich besser für ihr Selbstbewusstsein war anfänglich, was sie «die sozialen Vergütungen des Namens Mrs Conrad Black» nennt: ihre Auftritte, bei denen sich alle nach ihr umdrehten. Bis sie merkte, dass sie hauptsächlich für Spott und Tratsch gut war, besonders in New York, wo sich das Paar oft zeigte. «Mrs Amiel kann so theatralisch und bombastisch sein wie ihr Mann», schrieb die *New York Times*. Aufnahmen von ihr aus den neunziger Jahren erinnern unweigerlich an Donald Trumps erste Ehefrau Ivana: zu bunt und zu auffällig für die feine Gesellschaft. Man liess sie spüren, dass sie trotz des reichen Mannes nie wirklich dazugehören würde.

Mercedes Bass, zweite Ehefrau des Investment-Milliardärs Sid Bass, tadelte sie bei einem Empfang für ihre weissen High Heels: «Man trägt nie Weiss. Das überlässt man den Verkäuferinnen.» Milliardärswitwe Jayne Wrightsman, bis zu ihrem Tod die First Lady

der New Yorker Society, ermahnte sie, als sie bei einem Dinner in den Brotkorb greifen wollte, dass Brot keine Stütze des Lebens sei. Anders gesagt: Man fand sie zu dick. Banker John Gutfreund, einst als «King of Wall Street» gefeiert, deutete auf ihre Ohrringe und fragte: «Hast du die selber gekauft? Sie haben die falsche Farbe. Wahrscheinlich zu viel Öl drin.» Barbara Amiel begriff nicht, warum sie das alles so verletzte und sie trotzdem weiter mit diesen Leuten verkehrte. Oder doch: «Der Umgang mit ihnen bedeutete, dass man oft fotografiert wurde, für die *New York Times* und die Klatschmagazine. Ich mochte das, obwohl ich mich dadurch noch intensiver um mein Aussehen kümmerte. Als sei das möglich bei meiner ohnehin schon totalen Beschäftigung mit mir selber.»

Am 29. Oktober 2003 sagte Conrad Black mit fahlem Gesicht zu seiner Frau: «Es ist vorbei.» Untersuchungen hatten aufgedeckt, dass Black, Besitzer des Firmenimperiums Hollinger International, und einige seiner Topmanager rund 84 Millionen Dollar veruntreut hatten. Barbara Amiel ist auch siebzehn Jahre später noch überzeugt, dass nichts daran wahr ist. Sie deutete die Skepsis der Leute über ihre Unschuldsbeteuerungen als Frustration auf den ausschweifenden Lebenswandel des Paares: «Wir waren zu krass gewesen. Es gab zu viele Bilder, auf denen wir uns mit wichtigen Leuten amüsierten. Die Leute hatten einfach genug von uns und unserer verdammten Selbstherrlichkeit.» Barbara Amiel verlor ihren Job als Kolumnistin, Conrad Black musste als CEO von Hollinger zurücktreten. Ende 2003 betrug das Bargeldvermögen des Paares noch 20 000 Dollar. Erlöse aus ihren verkauften Liegenschaften wurden vom FBI bis zum Urteil einbehalten. Ihr gesamter Besitz war beschlagnahmt.

Sie brauchten dringend fünf bis zehn Millionen für die Prozessvorbereitung durch einen fähigen Anwalt. Von ihren prominenten Society-Bekanntesten antworteten die wenigsten auf ihre E-Mails. Mehrere ihrer Millionärsfreunde



hatten spontan zugesagt, ihnen Geld für die Anwaltskosten vorzustrecken, um wenig später bedauernd abzusagen, ihr Anwalt sei dagegen. «Die originellste und wahrscheinlich einzig ehrliche Absage, die ich hörte, kam von einem dreifachen Milliardär», schreibt Barbara Amiel. «Er sagte, wenn er ihnen ein paar Millionen leihe, gebe ihm seine Frau keine Blowjob mehr.» Das Paar sass mehrheitlich zu Hause vor dem Fernseher «wie zwei Menschen in einem Rettungsboot: kein Land in Sicht und immer weniger Vorräte».

Beim Prozess in Chicago, dem Firmensitz von Hollinger International, wurde Conrad Black 2007 wegen Betrugs und Behinderung der Justiz zu sechseinhalb Jahren Haft verurteilt. «Ich würde dir keine Vorwürfe machen, wenn du mich jetzt verlassen würdest», sagte er zu seiner Frau. Sie dachte: «Lasst uns hier nicht kitschig werden. Er hat nicht lebenslänglich bekommen.» Die Besuche im FCI Coleman in Florida, dem grössten Gefängnis der USA, waren für beide schwer zu ertragen. Mehr als über ihre Gefühle, wenn sie sich wiedersahen, schreibt Barbara Amiel über Zoff mit dem Gefängnispersonal. «Besucherinnen durften nicht provokativ oder verführerisch gekleidet sein. Aber dass Aufseher den Abstand zwischen dem Saum meines Rocks und meinen 66-jährigen Knie-scheiben vermessen, pisste mich wirklich an.»

Lobpreisung Trumps

2009 wurde Black gegen Kautionsfreigabe, 2011 reduzierte das Appellationsgericht seine Strafe auf dreieinhalb Jahre. Nach Verbüßung der Resthaft wurde er im Mai 2012 entlassen: «Zwei Menschen, der eine fast siebzig, der andere über siebzig, mussten sich ein neues Leben aufbauen. Wir hatten 21 Millionen Dollar Schulden.» Allerdings durften beide jetzt legal ihre Antiquitäten und Kunstwerke verkaufen. Conrad Black fand wieder ein lukratives kleines Unternehmen, das bald beträchtlichen Gewinn abwarf. Ausserdem schreibt er für mehrere kanadische Zeitungen und ist regelmässiger Gast im kanadischen Fernsehen. 2018 veröffentlichte er das Buch «Donald J. Trump – A President Like No Other», eine rückhaltlose Lobpreisung des Präsidenten, mit dem er schon vor dessen Wahl ins Weisse Haus befreundet gewesen war. Ein Jahr später wurde er von Trump vollumfänglich begnadigt. «Er war wieder im Business», schreibt Barbara Amiel mit deutlichem Stolz, «und jede Woche sah er jünger aus. Für Conrad bedeutete es die beste Rache, das Leben zu geniessen. Meine Rache wäre, all unsere Verfolger guillotiniert zu sehen. Ein unmöglicher Traum. Also werde ich versuchen, auszukosten, was mir an Leben bleibt. Wir sind immer noch hier. Ihr habt verloren.»

Barbara Amiel: *Friends and Enemies – A Memoir*. Constable. 608 S., Fr. 46.90. Erscheint am 13. Oktober

Selektive Empörung

Ein schlechter Witz löst unter Feministen mehr Entrüstung aus als eine Gewalttat.



Sexist», «Chauvinist», «Frauenverachtung»: Es vergeht kaum ein Tag, an dem die erregungsaffine Feministenfront nicht eine Ungeheuerlichkeit entdeckt und die Welt zornig in den sozialen Medien darüber informiert. Jüngst wurde der deutsche FDP-Chef Christian Lindner mit den genannten Begriffen vertraut gemacht, weil er an einer Parteiveranstaltung einen (schlechten) Witz über eine Parteikollegin vom Stapel liess. Etwa einen Tag zuvor traf es einen Comedian; die Liste der sexistischen männlichen Wesen sowie der allgemeinen sexistischen Verfehlungen ist schier endlos: sexistisches Gedicht, sexistische Werbung, sexistisches Gruppenfoto, sexistischer Smoothie, sexistischer Sexismus. Und auch wenn Lindner niemanden beleidigen wollte – Hunderte Tweets wurden abgesondert, Hashtags formuliert, man übertraf sich gegenseitig mit theatralischer Anklagerhetorik und stellte klar: Auf den Sexisten-Scheiterhaufen mit ihm!

Frauenverachtung soll man anprangern, wenn man sie sieht. Aber, ich sag's mal als Frau, die schlechte und sexistische Witze erlebt und überlebt hat, so: hundertmal lieber eine politisch inkorrekte und auch mal missglückte Äusserung als nur noch perfekte, fehlerlose Formulierungen und keine spontanen Witze, Sprüche oder Komplimente mehr. Und ganz grundsätzlich, echte Frauenfeindlichkeit drückt sich in den allermeisten Fällen nicht in einem Witzchen aus.

Ein Fall von reeller Frauenverachtung ereignete sich jüngst in Strassburg. Eine Studentin wurde nach eigenen Angaben beleidigt und geschlagen, weil sie einen Rock trug. Medien berichteten. Die französische Regierung ist entsetzt, verurteilte die mutmassliche Tat als «sehr schwerwiegend». Im Video von France Bleu erzählt die 22-Jährige mit blauem, geschwellenem Auge, dass die Männer sie «Schlampe in einem

Rock» nannten und sie anführten: «Halt 's Maul, Schlampe, senke deinen Blick und schweig!» Zwei der Männer hätten sie festgehalten, der dritte habe ihr ins Gesicht geschlagen, dann seien sie geflohen. Keiner der etwa fünfzehn Passanten habe ihr geholfen. Sie erstattete Anzeige.

Es blieb erstaunlich still, obwohl der Fall durch alle Internetmedien ging, man ihn kaum übersehen konnte – ausser vielleicht, man befand sich gerade an einem Emanzipations-Workshop in der Demokratischen Republik Kongo, da soll der Internetzugang nicht so toll sein. Kein Hashtag, keine hypererregten Kommentare. Während die empörerisch geschulte Moralexpertin wegen eines politisch unkorrekten Spruchs sofort mit Boxhandschuhen in den Ring steigt, steht man bei dieser offen ausgelebten Frauenverachtung daneben – wie eine schweigende Zuschauerin mit gesenktem Blick.

Die Unverhältnismässigkeit im Empörungsfuror ist verblüffend. Gemessen an der Ergriffenheit, sind schlechte Witze oder ein Unternehmensgruppenbild, das nur aus Männern besteht («Welche Gesellschaft soll das abbilden?!»), für viele offenbar wesentlich schlimmer als tatsächlicher Machismo und Misogynie. Auch fehlende Gender-Sternchen werden mit viel grösserer Leidenschaft beklagt. In exemplarischer Frauensolidarität stürzen sich dann im Netz jeweils alle auf das Thema oder die eine fehlbare Person, um sie zu erziehen oder fertigzumachen – auf der Basis eines rein subjektiven Eindrucks. Sekundiert, also gelikt, werden diese Anschuldigungen oft von prominenten Mitstreitern, die keine Gelegenheit auslassen, um den Scheinwerfer auf ihre eigene, unbefleckte Tugendhaftigkeit zu richten.

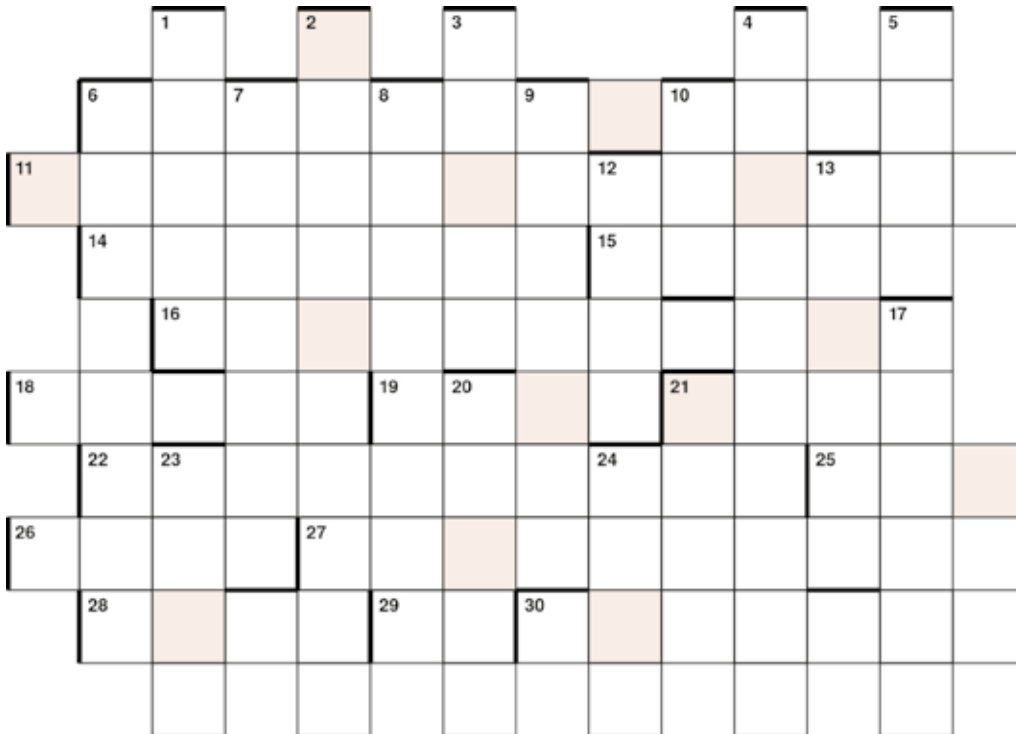
In den Artikeln zu Strassburg steht nichts über die Herkunft der mutmasslichen Täter, sie spielt für mich hier auch nur eine untergeordnete Rolle

– offensichtlich ist allerdings, dass diese Art von sexistischer Aggression Männern zugeordnet werden kann, die ein antiquiertes, patriarchales Frauenbild haben, die unsere Kleidung kontrollieren und Macht über uns ausüben wollen und für die Selbstbestimmung ein Fremdwort ist.

Es entsteht der Eindruck, dass sich viele der westlichen Feministinnen nur dann zum Anprangern von Frauenverachtung entschliessen, wenn ihr Einsatz einfach ist und keinerlei negative Konsequenzen für sie mit sich zieht; man nennt es Gratis-Mut. Dasselbe Schema lässt sich anhand der Probleme von Frauen in anderen Kulturkreisen beobachten – wie im Iran. Sie protestieren dort gegen den Kopftuchzwang und gegen ein patriarchales System und werden dafür verhaftet; kein Hashtag. Oder derzeit bei den Frauen in Weissrussland, die gegen gefälschte Wahlen und für mehr Selbstbestimmung auf die Strasse gehen und von Soldaten angegriffen und abgeführt werden; kein Aufschrei.

Wer soll einen Feminismus, bei dem ein harmloser Spruch mehr Protest auslöst als die gewaltsame Erniedrigung einer Frau auf offener Strasse, weil sie das falsche Outfit trägt, noch ernst nehmen? Mit ihrer selektiven Entrüstung entlarven sich viele moderne Feministinnen als Schönwetter-Aktivistinnen, denen es nicht wirklich um die Frauen, sondern um Zustimmung und die eigene Befindlichkeit geht. Das Problem dabei ist, dass ihr einseitiger Aufstand echten Opfern von Frauenhass schadet. Denn durch den verschwenderischen Umgang mit Begriffen wie «Frauenverachtung» und «Sexist» verharmlost man tatsächliche Verachtung gegenüber Frauen. Wenn alles «sexistisch» und «frauenverachtend» ist, ist es nichts.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Gehört zur Grundausstattung moderner Polizisten.

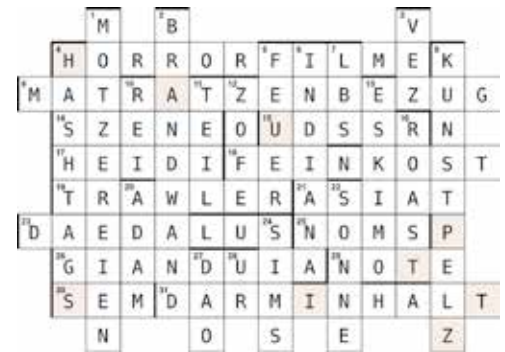
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Das Erzeugnis saurer botanischer Beeren im Fronteinsatz. **11** Eine einigermassen befriedigende Begründung hinbiegen oder, getrennt, gemeinsam Verse schmieden. **14** Das Morgenlandband am östlichen Mittelmeerrand wurde anno dunne-mals so genannt. **15** Er verfasste fabelhafte Tiergeschichten, die Leser allegorisch in Ethik unterrichten. **16** Deren Benutzer machen zweifellos klar: egal, was war, es ist nicht wahr. **18** Ein besonders mannhafter Mann à la française oder der, der daneben steht. **19** Für Prognosen dieser Art genügt ein kurzer Blick in die Milchglaskugel. **21** Verschiedener Vermögen Empfänger und was der empfängt. **22** Auf enge Wasserstrassen spezialisierte professionelle Stand-up-Paddler. **25** Die Devise macht die Fris zu dem, der die Frise macht. **26** Kleiner Greifer, Sucher und Sauger mit grossem Jöh-Faktor. **27** Hier in Lagern den lagernde «drücksichtslose» Schieberei. **28** Pixar-Superstar, war in Latium weiland noch ein Niemand. **29** Ist in Argentinien schon länger in und sogar noch doppelt drin. **30** Eine sportlichere Alternative zum Schieben der ruhigen Kugel.

Senkrecht — **1** Der Schnee von gestern gehört zum alten. **2** Von Johannes offenbarter Austragungsort der gleichnamigen internationalen Abschlussveranstaltung. **3** Formbares Bares alias plastische Pekunien. **4** Zumindest diese Zutat für den Italo-brei hat Sigi Ramses immer dabei. **5** Der erste ist oft der schwerste. **6** Kräftig krampfen oder mächtig mampfen. **7** Wo Herr Braun und Frau Müller bei rotem Laternenlicht einen Tango tanzten. **8** Bezüglich dessen, was er frisst, ein pragmatischer Generalist. **9** Die Arbeitsfähigkeit klassischer Mechaniker. **10** Der Wasserfasser wird erst feminin marin. **12** Tränenbrot und Leichentrunk, lassen Feingefühl vermissen. **13** Ein absoluter Minimalist will sich selbst damit nicht einrichten. **17** Zum Beispiel das Nell, rein nominell. **20** Lebt – hier orientierungsbedingt buchstäblich auf festem Boden – unter Wasser. **21** So rum darum, andersrum ein französischer Menschenfresser. **23** Ist in Nitrobenzolen zu finden und sitzt bei Registerproben immer ganz hinten. **24** Machen wir den Test: Sieht aus wie eine, schwimmt wie eine, quakt wie eine.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 685



Waagrecht — **4** HORRORFILME **9** MATRATZENBEZUG **14** SZENE **15** UDSSR: Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken **17** HEIDI: aus dem Heidi-Lied von Giti und Erika **18** FEINKOST **19** TRAWLER: Fischfangschiff mit Grundschieppnetz **21** ASIAT **23** DAEDALUS **25** NOMS: franz. Namen und Nomen **26** GIANDUIA **29** NOTE **30** SEM: Steht für Search Engine Marketing. **31** DARMINHALT

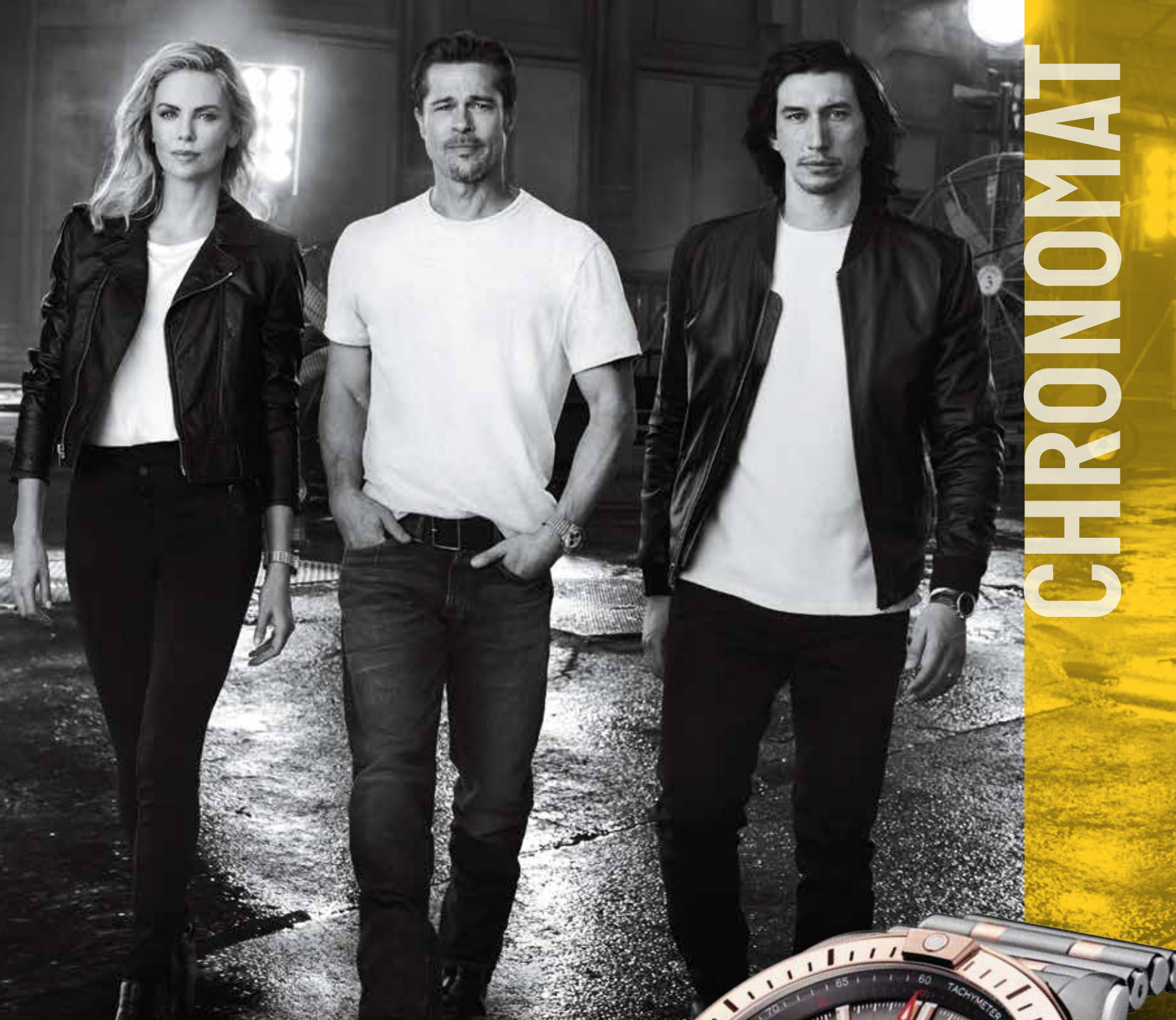
Senkrecht — **1** MOTZEREIEN: Anagramm von «Mieterzone» **2** BRANDWAND: Firewall **3** Una VEZ al año no hace daño: span. einmal pro Jahr macht keinen Schaden (sinngemäss einmal ist kein Mal). **4** HASHTAGS **5** F[EUER] **6** INDIANA **7** LBS: engl. kurz für Pfunde, die Rolling Stones sind Engländer. **8** KUNSTPELZ **10** REI: span. König **11** TEIL **12** ZOFE **13** ESKIMO **16** ROAST: engl. Braten **20** ADAM **22** SONNE **24** SIMS **27** DAO(ismus): chin. Weg **28** UR(wald)

Lösungswort — **HAUPTSITZ**

EMS

WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



CHRONOMAT



BREITLING

1884

BREITLING BOUTIQUE
GENEVA • LAUSANNE • LUCERNE
ST. MORITZ • ZERMATT • ZURICH

